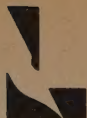




7/8







## Der Übersetzer

**Wolfgang Werbeck**, geboren 1953 in Lübbecke. Studierte Islamwissenschaft, Semitische Philologie, Klassische Philologie und Geschichte. Seit 1985 Lehrbeauftragter für Arabisch an der Carl-von-Ossietzky-Universität in Oldenburg.



Sakarija Tamer

Frühling in der Asche  
*Syrische Erzählungen*

Aus dem Arabischen  
von Wolfgang Werbeck

Lenos Verlag

Arabische Literatur im Lenos Verlag  
Herausgegeben von Hartmut Fähndrich

Titel der arabischen Originalausgabe:

*rabīʿ fī r-ramād*

Copyright 1963 by Sakarija Tamer

Copyright © der deutschen Übersetzung

1987 by Lenos Verlag, Basel

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Gestaltung: Lenos Verlag, Basel

Umschlag: Konrad Bruckmann

Umschlagfoto: (Damaskus, Eingang zum Hamidiya-Suk):

Marie Louise Blatter

Printed in Germany

ISBN 3 85787 158 X



# Inhalt

|                                |     |
|--------------------------------|-----|
| Schnee am Ende der Nacht       | 7   |
| Das alte Tor                   | 21  |
| Das Verbrechen                 | 27  |
| Eine kleine Sonne              | 39  |
| Das erste Gesicht              | 49  |
| Der Rauch wird sich verziehen  | 57  |
| Der Fluss                      | 63  |
| Frühling in der Asche          | 73  |
| Der Korsar                     | 81  |
| Dschingis Khan                 | 97  |
| Die Sperlinge                  | 103 |
|                                |     |
| Nachwort des Übersetzers       | 107 |
| Das literarische Werk Tamers   | 120 |
| Einige Abhandlungen über Tamer | 122 |



## Schnee am Ende der Nacht

Jusuf presste seine Stirn an das Glas des Fensters, das zur Strasse hinausging. Die Nacht draussen war eine kalte, schwarze Rose. Es lag Schnee dort, der langsam durch eine in fahles Licht getauchte Leere fiel. Jusufs Mutter stellte gerade den Teekessel auf den Ofen, während sein Vater schweigend dasass. Kummer lag auf seinem zerfurchten Gesicht, in seinen Augen funkelte verborgener Groll, und seine Hände ruhten schwer auf seinen Knien wie zwei müde alte Freunde.

Es ärgerte Jusuf, dass die Katze wiederkam und um seine Beine strich. Unwillig versetzte er ihr einen Fusstritt.

Die Katze krümmte sich vor Schmerz und kauerte sich in der Nähe des Ofens nieder. Sie schloss gebrochen ihre Augen und träumte davon, einen hochummauerten Garten zu entdecken, dessen Boden übersät war mit flügellos-

sen Sperlingen. Sie suchte sich einen fetten aus und starrte ihn gierig an, so dass er, vor Schreck zitternd, zurückwich und mit hoher, stockender Stimme sagte:

„Ich bin ein armer Spatz.“

„Ich bin hungrig.“

„Ich werde für dich singen.“

„Ich bin hungrig.“

Mit einem wilden Sprung stürzte sich die Katze auf ihn, ihre kleinen, scharfen Zähne bohrten sich in seinen Hals und zerfetzten seine zarte Kehle. Das Blut floss warm und scharlachrot.

Jusuf drückte seine Stirn an die feuchte Fensterscheibe, während ihm das Gesicht seiner Schwester, die weggelaufen war, vor Augen trat: ein sanftes Mädchen, immerfort lächelnd. Er sagte sich: „Ich werde sie umbringen, wenn ich sie finde. Ich werde ihr den Hals durchschneiden.“

Er hörte seinen Vater sagen: „Bist du es nicht leid herumzustehen?“ Jusuf bewegte sich nicht und schwieg. Die Mutter griff eilig ein: „Ich habe vergessen, euch zu erzählen, was ich gestern gesehen habe“, sagte sie. „Ich habe sie gesehen.“

Wie vom Blitz getroffen wandte Jusuf sich abrupt um. Als sein Blick auf ihr Gesicht fiel, wusste er sofort, dass sie die Natter wieder gesehen hatte, die verborgen in dem alten Lehm-

gemäuer lebte. Jusuf stellte sie sich vor: schwarz, geschmeidig, glatt glitt sie im Schein des soeben aufgegangenen Mondes leise über den Hof.

Die Mutter sagte: „Wie schön sie aussah! Sie war wie eine Königin.“

Jusuf fand, dass die Natter eine wahrlich sonderbare Königin war; alle ihre Untertanen starben, während sie allein auf verwüstetem Boden weiterlebte. Tief in ihm erwachte ein alter Zorn, und er wandte sich an seinen Vater: „Sie wird uns Schaden zufügen, wir müssen uns ihrer entledigen.“

In den Augen des Vaters leuchtete eine heimliche Freude, als er antwortete: „Sie fügt nur dem Schaden zu, der ihr etwas antut. Sie hat bereits vor meiner Geburt im Haus gelebt und hat niemandem etwas angetan.“

Jusuf war sicher, dass die Natter von seiner Abneigung gegen sie wusste und nach irgendeiner Gelegenheit Ausschau hielt, um heranzukriechen und ihm den Tod zu bringen.

Oft hatte er seinen Vater gedrängt, sie sollten in ein neues Haus, eines aus Zement, Eisen und Stein, ziehen.

Jusuf malte sich weisse Gebäude aus, Gebäude wie süsse Gedichte voll unvergänglicher Sonne.

Doch der Vater hatte stets hartnäckig abgelehnt und gesagt: „Hier bin ich geboren, und hier werde ich sterben.“

Jusuf schaute ihm wütend ins Gesicht. Sein Vater hustete und fuhr dann spöttisch fort: „Find sie, wenn du kannst, und bring sie um.“ Jusuf dachte: „Ich werde sie finden, und sie wird mir nicht entwischen.“ Ein leerer Stuhl stand in der Nähe des Fensters. Jusuf betrachtete ihn lange und verbittert. Seine Schwester hatte gewöhnlich abends darauf gesessen, gelacht, geredet und mit ihrer Katze gespielt ... aber wo war sie jetzt?

Er hätte gerne eine Zigarette geraucht. Die Zigaretten waren in seiner Tasche, aber er wagte nicht, vor seinem Vater zu rauchen. Daher wandte er sich zur Tür. Sofort fragte ihn sein Vater: „Wohin?“

„Ich bin müde und möchte schlafen“, entgegnete Jusuf.

„Ach, du Ärmster!“ sagte sein Vater, „du hast so viel zu tun. Klopfst du etwa tagsüber Steine? Wieso bist du müde, wo du doch nichts zu tun hast? Hat dich das Gähnen angestrengt? Sag mal, hast du noch immer keine Arbeit gefunden?“ Die Mutter protestierte: „Er ist krank, schau ihn doch an, wie mager und bleich er ist.“

Jusuf spürte, dass der Augenblick, den er fürchtete, unmittelbar bevorstand.

„Ich mache niemandem einen Vorwurf ausser dir“, rief der Vater laut. „Du bist es, die die Kinder verdorben hat. Der erwachsene Sohn



isst und schläft, die Tochter läuft weg, und die Frau schwätzt mit den Nachbarinnen, während der Vater wie ein Esel schuftet."

Mit flehender Stimme sagte die Mutter: „Schrei nicht so, die Nachbarn werden dich hören."

„Ich schreie, wie es mir gefällt."

Dann senkte er den Kopf und fügte traurig hinzu: „Ach, Herr, was habe ich getan, dass du am Ende meiner Tage solche Schande über mich bringst."

Die Mutter sprach: „Habe ich dir nicht gesagt, du solltest der Polizei ihr Verschwinden melden?"

„Du hättest sie nicht allein lassen dürfen. Wärest du nicht aus dem Haus und zu den Nachbarn gegangen, hätte sie nicht weglaufen können. Warum hast du sie nicht mitgenommen?"

„Die Arme ist müde gewesen. Sie hatte das ganze Haus geputzt."

„Arm? Eine Arme, die verdient, dass man ihr den Hals durchschneidet. Was sollen wir unseren Verwandten sagen, wenn sie uns besuchen und sie nicht im Hause finden? Sollen wir ihnen etwa sagen: Ihre Mutter war bei den Nachbarn, da nahm die Tochter ihre Kleider, lief auf und davon, und wir haben keine Ahnung, wo sie ist."

Er wandte sich an Jusuf und wiederholte

streng: „Ich verlange von dir, dass du sie suchst und sie irgendwie findest. Dann töte sie wie eine Hündin.“

Jusuf erinnerte sich an seine Kindheit. An Festtagen schlachtete man morgens Hammel auf den Schwellen der Metzgerläden ... unter dem Gewicht des Metzgers stiess der Hammel angstvolle Schreie aus, konnte sich aber nicht befreien ... das Messer des Metzgers war lang und scharf. Es fuhr in den Hals des Hammels, und das Blut schoss aus einer tiefen, roten Wunde.

Die Mutter brach in Tränen aus und rief: „Sie ist meine Tochter. Ihr beide habt euch nie um sie oder um mich geschert.“

Jusuf öffnete die Tür und stahl sich aus dem Zimmer. Als er die Tür hinter sich schloss, verspürte er eine seltsame Stille. Hastig zündete er sich eine Zigarette an, sog langsam den Rauch ein und ging mit kurzen, nervösen Schritten im Zimmer auf und ab, wobei er dem Klang seiner Schritte auf dem Steinboden lauschte. Nach einer Weile blieb er bei einem Holztisch stehen und betrachtete ihn betrübt. Hier hatte das kleine Radio gestanden, das ihm allein gehört hatte. Sein Vater hatte ihn gezwungen, es zu verkaufen.

Das Radio war ihm ein treuer Freund gewesen. Nachdem er es verloren hatte, war er auf einmal ohne Musik. Er spürte, wie es um ihn

herum kälter wurde. Er zog sich aus und löschte das Licht. Dann verkroch er sich unter die Decke und liess den Kopf auf das Kissen sinken.

Die Natter musste sich irgendwo im Haus verborgen halten oder leise durch das Zimmer gleiten.

Jusuf schloss die Augen, sein Verlangen nach Musik wurde stärker und entlud sich in seinem Innern wie eine Wolke, die sich als strömender Regen über ausgedörrter Erde ergiesst. Er lauschte einer betörenden Musik aus seinem tiefsten Innern, wo etwas Dunkles, Schaudern-des sass, von dem diese Musik ausging, während er schluchzte und seine Tränen nicht trocknete.

Gleich würde er heftig weinen und Regen und trockene Erde zugleich sein. Er fühlte, dass es ganz in seiner Nähe eine unbekannte Welt gab, von der ihn nur eine Brücke aus Glas trennte. „Krank, ich bin krank“, sagte er zu sich.

Er stürzte los und überquerte rasch die gläserne Brücke. Eine weite, dunkle Welt, in der tiefe Finsternis herrschte, umfing ihn gütig.

In Jusufs Vorstellung erstanden Ruinen von Städten ... zerstörte Gebäude. Lautlos schrie er auf: Was für ein sinnloses Leben! Ich will ein anderes, ohne Vater.

Sein aufgestautes Leid entlud sich: Die Bäu-

me — grüne Sterne. Mein Herz pocht an eine verschlossene Tür. Meine Tränen — Kinder einer alten Trauer. Für wen wird das Antlitz der Sonne bleich? Die Nacht — ein Kissen, das die Müden liebt. Mein Blut fließt. Es wird vergossen, weil eine Frau fern ist, deren Brust auf einem blauen Teppich ruht und die von den Städten der Männer träumt.

Jusuf zitterte unter der Bettdecke. Sicher war er krank. Er jagte Sternen nach und dachte: Wenn nur die Wunde nicht schreien würde, geh auf, Sonne des Zorns!

Der Tod kam als Seemann verkleidet. Jusuf sagte zu ihm: Dein Schiff soll mich zum Ufer bringen.

Das andere Ufer war eine grüne Stimme, die Jusuf mit grosser Zärtlichkeit rief. Doch der Tod antwortete nicht, sein Schiff legte ab, und Jusuf winkte mit der Hand blassen Reisenden zu.

Musikanten mit Trommeln und Trompeten kamen näher. Sie zogen durch verlassene Gärten.

Die Nacht — das Haar einer Frau. Nein, nein. Die Nacht ist eine Natter, die sich mitten in die Welt hineinschlängelt.

Einer der Musikanten seufzte, dann setzte er seine Trompete an den Mund. Ihr Messing leuchtete einen Moment, dann erscholl aus ihr ein langer röchelnder Schrei, hemmungslos kla-

gend wie die Stimme der Unterdrückten, die schmachvoll auf hartem Boden ihr Dasein fristen.

Jusuf war jetzt ein Schwert und ein Mantel, mit dem der Wind spielte, ein Ross, das über den Wüstensand galoppierte. Er hörte eine Frau um Hilfe rufen. Meine Schwester ruft mich.

Er wünschte, die Natter möchte in diesem Moment erscheinen. Nicht, damit sie ihn mit ihrem giftigen Biss tötete; nein, vielmehr, damit sie sich mit ihrem kalten Körper um seinen Hals schlänge und ihn langsam erwürgte. Dann würde er sich nicht mehr regen und wäre weit weg von seinem Vater, seiner Mutter, seiner Schwester und dem nach Blut dürstenden Messer.

Jusuf befeuchtete seine trockenen Lippen mit der Zunge. Er wollte nicht dem Schlaf erliegen, denn er wusste, dass er im Schlaf sieben magere Kühe sähe, die traurig brüllend auf einem ausgedörrten Feld weideten, und über ihnen würde sich ein trockener und niedriger Himmel aus Heuschrecken und Fliegen wölben.

Er wollte auch nicht in Mutlosigkeit verfallen. Er würde weiter nach seiner Schwester suchen und während der Wintertage in Regen und Schnee umherirren, ohne sich um Wind und Frost zu kümmern. Aber er würde sie

nicht finden und würde traurig die kahlen Bäume betrachten; Bäume wie Bettler. Seine Finger würden den Griff des Messers, das in seiner Tasche steckte, nicht loslassen.

Er sah sie vor sich wie an jenem Tag, als sie seinen Vater bat, mit ihren Cousins ins Kino gehen zu dürfen. Der Vater hatte sie kräftig geohrfeigt. Jusuf wird nie den verächtlichen Blick in ihren Augen und ihr unterdrücktes Schluchzen vergessen.

Im Frühling, wenn der Himmel aufklart, die Sonne wärmend strahlt und die Bäume sich mit grünen Blättern belauben, werden ihn seine Füße zum Gemüsemarkt tragen. Dort wird er herumschlendern, den Stimmen der Verkäufer lauschend. Auf einmal sieht er eine junge Frau, eine Stofftasche in der Hand, die eifrig mit einem Verkäufer feilscht. Jusuf weicht vor Aufregung zurück: meine Schwester.

Seine Finger suchen den Griff des Messers, während er seine Schwester betrachtet: eine junge, müde Frau, unglücklich und glücklich zugleich. Er erinnert sich an den Tag, an dem er krank gewesen war und auf dem Rücken gelegen hatte, stöhnend vor Schmerz. Als er seine Augen öffnete, sah er seine Schwester neben sich; sie weinte leise.

Sie wird mit ihrer Tasche voll Gemüse weitergehen. Ein Lastträger tritt zu ihr und bietet ihr an, die Tasche zu tragen. Sie lehnt ab, und



Jusuf denkt: Die junge Hausfrau will sparen. Er folgt ihr. Sobald sie in eine leere Strasse gelangt, nähert er sich ihr, bis sie Schulter an Schulter sind. Fragend dreht sie sich um und ist überrascht, ihren Bruder zu erblicken. Wie angewurzelt bleibt sie stehen; die Gemüsetasche entgleitet ihren Fingern. Sie blickt ihn mit Augen voll Demut, Trauer und Liebe an und streckt ihm die Hand entgegen. Er hat das Gefühl, dass sie nicht seine Schwester ist, sondern eine Bekannte, die lange verreist war und ihm jetzt die Hand entgegenstreckt, um ihn zu begrüßen. Zerstreut reicht er ihr die Hand. Dann bleiben sie stehen, ohne ein Wort zu sagen. Ein junger Mann kommt vorüber und starrt sie mit einem bösen Blick an, als wolle er laut rufen: Sieh da, zwei junge Verliebte. Jusuf hebt die Gemüsetasche auf und fragt dann mit heiserer Stimme: „Wie lebst du so?“

„Ich habe einen armen jungen Mann geheiratet.“

Er findet keine Worte, begreift aber, was geschehen ist: Ein mittelloser, anständiger junger Mann und eine junge Frau, die leben will, und ein Vater, der seine Tochter niemals einem Armen zur Frau geben würde.

Sie gehen zusammen. Dann bleibt sie vor dem Eingang eines Gebäudes stehen und sagt: „Wir sind da.“

Er erkennt, dass sie im Keller wohnt, und

stellt die Gemüsetasche auf den Boden, während seine Schwester die Tür öffnet. Dann nimmt er die Gemüsetasche wieder auf und geht langsam hinein. Sofort schlägt ihm der Geruch zweier Menschen entgegen, die ein Bett teilen, die lachen und streiten, die aber nie traurig einschlafen.

Er lässt sich auf einen Stuhl fallen. Wie froh er ist! Seine Finger tasten erneut nach dem Messer: Nunmehr steht er auf und zieht das Messer mit der scharfen Klinge, packt seine Schwester an den Haaren, wirft sie zu Boden und tötet sie, die mit verzweifelter, ersterbender Stimme „Bruder, Bruder“ haucht.

Jusuf erinnert sich an die Zeit, als er und seine Schwester noch klein waren. Er war um wenige Jahre älter. Einmal war sie weinend zu ihm gekommen und hatte ihm erzählt, dass der Nachbarssohn sie geschlagen hätte. Da war er hinausgerannt und hatte den Sohn des Nachbarn verprügelt.

„Stirb! Bleib fern vom Blut!“ sagt Jusuf zum Messer.

Die Schwester kommt näher und bleibt vor ihm stehen, nachdem sie ihren Mantel abgelegt hat. Was für ein herrliches Kleid sie trägt, das Kleid einer vornehmen Dame! Sie erkundigt sich bei ihm: „Wie geht es meiner Mutter?“

Er betrachtet sie weiter schweigend. Auf einmal bricht sie in Tränen aus und stammelt:

„Mein Vater ist an allem schuld. Ich werde ihm nie verzeihen. Er hat uns sehr gequält.“

Er hat uns gequält und gequält.

Jusuf nimmt seine Hand vom Messer und zieht sie aus der Tasche, legt sie seiner Schwester unter das Kinn und hebt ihr Gesicht zu sich empor. Es ist feucht von Tränen. Er trocknet es mit seinem Taschentuch und sagt dabei zärtlich und sanft: „Wein doch nicht.“

Vielleicht springt sie unversehens auf und küsst seine Wange. Dann füllen sich seine Adern mit einem stürmischen Freudengesang, und er sagt ihr vielleicht: „So lach doch.“

Wenn er nach Hause zurückkommt, wird er die Natter leblos und kalt auf dem Hof des Hauses finden. Er wird seinen bedrückten Vater triumphierend anschauen.

Ein überwältigendes, seltsames Mitgefühl überflutete Jusuf, während er ausgestreckt auf dem Bett lag. Er wollte aufstehen, das Licht anschalten und in den Spiegel schauen.

Die Musikanten näherten sich. Sie hatten keine Trommeln und Trompeten dabei, aber der Gesang ihrer Stimmen war wie eine unendliche grüne Ebene.

Jusuf sank in tiefen Schlaf, während vom Hof des Hauses das traurige Miauen einer Katze erklang, wie ein schwacher Ruf, der irgend-  
ein Geschöpf zur Rückkehr zu beschwören suchte.

Draussen vor dem Zimmer fiel noch immer  
Schnee und legte auf Gebäude, Menschen und  
Strassen einen weissen Schleier.

Ein blonder Soldat verliess die Gaststätte. Hinter ihm zurück blieb der Lärm betrunkenener Männer. Ihre Gesichter waren bräunlich und ihre Augen sanftmütig, veränderten sich aber, wenn sie ihn erblickten – Hass und Ablehnung brannten dann darin; er war einer der fremden Soldaten, die eine Stadt erobert hatten, in der sie nicht geboren waren.

Die Stille nahm ihn auf, die Strasse war jetzt verlassen. Denn wenn Mitternacht näherrückt, versinkt die Stadt in Schlaf, das Licht der Fenster erlischt, die Strassen leeren sich und werden von Landstreichern, Spielern und Betrunknen in Besitz genommen, die mit müden Schritten nach Hause gehen.

Der fremde Soldat ging leicht schwankend die Flussmauer entlang. Die laue Luft, getränkt vom Duft von Jasmin, Zitronen und Myrrhe, erfrischte ihn ein wenig. Das Plätschern des ru-

hig dahinfließenden Wassers drang an sein Ohr wie eine schwache, traurige Klage.

Er erreichte den Hauptplatz der Stadt und blieb dort eine Zeitlang unschlüssig stehen, dann bog er in eine Seitenstrasse ein. In das Pflaster waren Strassenbahngleise eingelassen, und zu beiden Seiten gab es vereinzelte Läden mit verschlossenen Eisentüren und in Abständen Holzmasten, von denen elektrische Lampen spärliches Licht verbreiteten.

Der Soldat ging mit Absicht zwischen den eisernen Schienen der Bahn. Jetzt war er eine Strassenbahn. Ein Anflug von Freude stieg in ihm auf. Er war eine Strassenbahn, die träge hin- und herschaukelte. Er erinnerte sich an die Zeit, als er noch klein war. Er fuhr in einem Zug und stand am Fenster, betrachtete die grünen Felder und die Dörfer, die unter seinem Blick vorüberflogen, während der Wind die Locken seines weichen, blonden Haares auf der Stirn zauste.

Jetzt war er eine schnelle Strassenbahn, im Rausch. Der Soldat fing an, gleichmässig schwankend zwischen den Schienen zu laufen, und wurde immer vergnügter. Er ahmte die Strassenbahn nach, indem er einen durchdringenden Laut ausstieß: „Ding, ding, ding.“

Er lief weiter, bis er müde war; dann blieb er keuchend stehen und blickte um sich. Zu seiner Rechten lag eine dunkle Gasse, an deren Ende eine einzelne elektrische Lampe leuchtete.



Die Instruktionen warnten die fremden Soldaten davor, nachts allein in die Gassen der Stadt zu gehen.

Der Soldat spürte, dass es dort in der Gasse im Verborgenen eine Gefahr gab, die auf sein Erscheinen lauerte. Ein dunkles Verlangen drängte ihn, der Gefahr entgegenzutreten und ihr zu trotzen. Er ging durch die leere Gasse, mit heiserer, stockender Stimme singend, bis er zu der elektrischen Lampe am Ende der Gasse kam. Dort war ein grosses Stadttor, ein altes Tor, das früher über Nacht geschlossen wurde, um die Stadt vor ihren Feinden zu schützen.

Er lehnte sich gegen das Tor. Es schien ihm, als hörte er Waffen klirren, Rosse wiehern und Stimmen wieder und wieder rufen: „Gott ist gross!“

Plötzlich überkam ihn eine sonderbare Angst. Er hörte Schritte. Zitternd vor Furcht presste er seinen Rücken gegen das Tor.

Ein Mann und eine Frau tauchten auf; in eine Unterhaltung vertieft, gingen sie nebeneinander her. Die Frau trug ein schwarzes Kopftuch. Der Soldat konnte einen flüchtigen Blick auf ihr Gesicht werfen, ehe sie mit einer schnellen Handbewegung ihren schwarzen Schleier herabfallen liess. Es war ein helles, jugendliches Gesicht, das voller Süsse und Zauber in der Dunkelheit strahlte.

Der fremde Soldat fühlte sich noch einsamer;

ein unbestimmter Zorn stieg heftig in ihm auf. Ohne es zu wollen, bewegte er sich und verstellte dem Mann und der Frau den Weg. Ihn beherrschte ein drängendes Verlangen, das Gesicht der Frau aus der Nähe und ohne Schleier zu sehen.

Sie stiess einen leisen Entsetzensschrei aus, blieb schuttsuchend hinter dem Mann stehen und klammerte sich an ihn.

Wie ein Blinder streckte der Soldat die Hände aus, trat schwankend näher und versuchte, die Frau zu packen. Aber der Mann wehrte ihn ab und versetzte ihm einen kräftigen Stoss vor die Brust, der ihn zurückweichen liess, während die Frau laut kreischte. Der Soldat stand wie angewurzelt, ratlos, verstört und wütend. Eilige Schritte drangen an sein Ohr, und kurz darauf erschienen drei Männer in schwarzen Hosen und mit rotem Fez. Sofort schirmten sie die Frau und ihren Mann ab, und einer von ihnen sagte zu der Frau: „Keine Angst, Schwester, keine Angst.“

Zur Tat entschlossen, standen die vier Männer dem Soldaten gegenüber. Es herrschte ein unheimliches Schweigen. Deutlich war das Rauschen des Flusses zu hören, der quer durch die Stadt floss.

Der Soldat spürte die drohende tödliche Gefahr. Er langte zur Hüfte und versuchte, seinen Revolver aus dem Lederhalfter zu ziehen. Da

stürzten sich die vier Männer auf ihn. Ihre Hände versuchten, ihn sich gegenseitig zu entreissen, und warfen ihn zu Boden. Der Soldat öffnete den Mund und wollte um Hilfe schreien, doch im selben Augenblick traf ihn ein harter Dolch am Hals. Der Schrei brach ab und er starb zu einem schwachen Ächzen, vermischt mit den Lauten eines Wortes.

Die vier Männer hoben den toten Soldaten auf und warfen ihn in den nahen, dunklen Fluss. Als er auf dem Wasser aufklatschte, klang es wie ein Hilferuf, der ungehört verhallt. Dann herrschte Schweigen, doch kurz darauf wurde es von Schritten unterbrochen, die sich eilig von der Blutlache nahe einem grossen, alten Tor entfernten. Das Tor war früher Teil einer hohen Steinmauer gewesen, die die Stadt umgab und sie vor Feinden schützte. Zahlreiche Male war es erstürmt worden, Männer, Pferde und stählerne Schwerter hatten sich daraus ergossen; doch jetzt war die Mauer verfallen, nur noch Trümmer lagen umher, und das Tor blieb geöffnet.



Suleiman al-Halabi schritt langsam dahin. Er freute sich über den Wind, der um ihn herum wehte und beidseits der Strasse die gelben Blätter von den Bäumen blies. Seine Hände waren wie zwei schlafende Kinder in den Hosentaschen vergraben. Als er einen Augenblick stehenblieb, um sich eine Zigarette anzuzünden, näherten sich ihm zwei Männer mit finsternen Gesichtern und verlangten in scharfem Ton, seinen Ausweis zu sehen. Er war verwirrt, wusste er doch über ihren Beruf Bescheid. Sie waren hochgewachsen, ihre Gesichtszüge glichen sich. Die Männer gaben Suleiman die Papiere zurück; dann forderten sie ihn auf, mitzukommen. Er gehorchte ihnen, ohne zu überlegen. Und unterwegs sagte er sich: „Es muss ein Missverständnis vorliegen.“

Die Männer führten ihn zu einer unweit gelegenen Wache, wo sie ihn in ein Zimmer mit

drei Fenstern brachten, die Sonne, Wind und Himmel hereinliessen. Mitten im Raum sass ein Mann mit schwarzem Schnurrbart hinter einem Schreibtisch aus Stahl, auf dem sich Stapel weisser Blätter türmten.

Suleiman dachte: Das ist ein schwarzer Mann.

Der schwarze Mann fragte: „Bist du Suleiman al-Halabi?“

Suleiman nickte, ohne ein Wort zu sagen. Der schwarze Mann griff nach einem weissen Papier, das auf dem Schreibtisch lag, und fing an, monoton und bedächtig zu lesen: „In der Nacht des 6. Juni hatte Suleiman al-Halabi einen Traum, in dem er General Kléber tötete ...“

Er hörte auf zu lesen, und schaute mit strengem Blick auf Suleiman al-Halabi, während die beiden Männer zu steinernen Statuen wurden, wie angewurzelt in der Nähe eines Fensters, und hinter dem Fenster lag die Stadt. Der schwarze Mann wandte sich an Suleiman und fragte: „Stimmt das?“

Suleiman al-Halabi stritt es ab: „Nein, nein. Ich kenne keinen General Kléber“, murmelte er.

Der schwarze Mann wandte sich an die beiden Männer: „Holt die Zeugen herbei!“

Sie rührten sich nicht, doch nach einigen Augenblicken ging die Tür auf, und langsam kamen drei Personen herein. Ihre Kleidung war



staubbedeckt, ihre Gesichter blass, als hätten sie Hunderte von Jahren in Gräbern zugebracht, die die Sonne abweisen. Suleiman erkannte sie sofort. Es waren ein Greis, eine alte Frau und eine Frau in der Blüte ihrer Jahre.

Der schwarze Mann sagte: „Der erste Zeuge vortreten!“

Der Greis löste sich von der alten und der jungen Frau und trat an den Schreibtisch des schwarzen Mannes. Mit gebeugtem Rücken blieb er davor stehen und sagte mit einer Stimme wie von einer alten Schallplatte, die sich schwerfällig unter dem Tonarm dreht: „In der Nacht des 6. Juni habe ich gesehen, wie Suleiman al-Halabi General Kléber tötete ...“

Suleiman unterbrach ihn und rief laut: „Vater!“

Der Greis nahm keine Notiz von ihm und redete weiter: „Ich sah, wie er aus einem schweren Revolver sieben Kugeln abfeuerte, die in den Körper des Generals eindrangten. Das Blut strömte aus sieben Löchern.“

Der Schmerz war in diesem Augenblick ein Reiter, der den Rücken eines ungezähmten Rosses bestieg. Die Hufe trampelten auf Suleimans Fleisch, während der Reiter ihm sein Schwert ins Herz stiess. Doch Suleiman starb nicht, er hörte den schwarzen Mann sagen: „Der zweite Zeuge ...“

Die alte Frau trat hervor, stellte sich neben

den Greis und sagte: „Ich sah, wie er den General tötete. Er trug eine Axt, hob sie in die Höhe und liess sie mit aller Kraft niedersausen. Er spaltete den Kopf in zwei Teile. Der Tote sank in meiner Nähe zu Boden, und ich konnte sehen, wie das Gehirn wie Brei aus dem zerschmetterten Schädel trat.“

Sie zeigte mit einem Finger, der nicht zitterte, auf Suleiman al-Halabi: „Das ist der Mörder.“

„Mutter, Mutter“, murmelte Suleiman al-Halabi verzweifelt.

Da sah ihn die ältere Frau streng an und sagte zu ihm: „Deine Mutter ist nur eine Frau.“

Suleiman erinnerte sich an einen Tag, als er noch klein war, in den Gassen spielte und sich dabei die Kleider schmutzig machte. Seine Mutter stand auf der Schwelle der Haustür, entblösste ihre leuchtend weisse Brust und rief ihm zärtlich zu: „Komm her, komm her!“

Der schwarze Mann sagte: „Der dritte Zeuge ...“

Suleiman al-Halabi schaute mit traurigem Blick auf die junge Frau. Sie bewegte sich nicht. Da knurrte der schwarze Mann zornig: „Der dritte Zeuge ... vortreten!“

Sie blieb wie angewurzelt an ihrem Platz stehen, aber sie begann zu reden: „Ich sah, wie er einen Wagen lenkte, der den General überfuhr. Er überrollte ihn mehrmals, bis er eine unför-

mige Masse Fleisch geworden war.“ „Was ist los, Schwester? Habe ich dich nicht daheim gelassen, du hattest mich doch gebeten, dir einen Kamm zu kaufen“, rief Suleiman al-Halabi und zog einen schwarzen Kamm aus der Tasche.

„Die Zeugen wegtreten“, sagte der schwarze Mann und deutete verärgert auf die drei Zeugen. Sie drängten sich eng aneinander und wandten sich zur Tür. Kurz darauf hatten sie das Zimmer verlassen.

Der schwarze Mann steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen. Als er seine Hand mit einem brennenden Streichholz zur Zigarette führte, bemerkte Suleiman, wie merkwürdig die Hand war. Die Haut war voller Runzeln wie die eines toten Krebses, der lange Zeit sengender Sonne ausgesetzt war.

Der schwarze Mann blies den Rauch seiner Zigarette aus, schaute ihm nach, wie er sich in der Luft des Zimmers aufwärts wand und sich dann träge auflöste, und fragte Suleiman: „Hast du gehört, was vorgebracht wurde? Die Beweise für dein Verbrechen sind erdrückend.“

„Ich habe nichts gestanden.“

„Dein Geständnis ist nicht von Bedeutung. Deine Schuld haben bereits andere gestanden.“

„Ich bin unschuldig.“

Das Gesicht des schwarzen Mannes verdüsterte sich. Mit kalter, strenger Stimme sagte er: „Warum bist du geboren, wenn du unschuldig

bist? Du bist auf diese Welt gekommen, um zu sterben. Du wirst sterben, ohne dagegen zu protestieren. Du bist ein Verbrecher. Wir haben dich seit langer Zeit beobachtet, denn die Verdächtigen erkennen wir schnell, und sie können uns nicht täuschen."

Er nahm weisse Blätter vom Schreibtisch und begann zu lesen: „Am 3. April, um elf Uhr drei, schaute Suleiman al-Halabi zum Mond hinauf und dachte sich: Der Mond ist glücklich, weil er nicht in einer Stadt lebt, die von General Kléber beherrscht wird." In Suleiman al-Halabis Vorstellung leuchtete der Mond. Es war ein Mond, auf den scharlachrote Wolken zueilten.

„Am 11. Mai um acht Uhr morgens öffnete Suleiman al-Halabi die Käfigtüren und liess seine Vögel frei."

Suleiman erinnerte sich an das Verlangen zu weinen, das ihn ergriffen hatte, während die Vögel in ihrer neugewonnenen Freiheit verwirrt und verstört am blauen Himmel flatterten.

„Und um zwei Uhr nachmittags am 2. Juni kam es Suleiman al-Halabi in den Sinn, die Welt wäre glücklich, wenn einige Personen umkämen."

Der schwarze Mann warf die Blätter mit einer ärgerlichen Geste auf den Schreibtisch und sagte: „Habe ich dir nicht gesagt, dass deinesgleichen uns nicht täuschen kann?"

Suleiman blieb stumm und wunderte sich, dass in seinem Inneren ein echtes Schuldgefühl aufgekommen war; gleichzeitig war er aber zutiefst von seiner Unschuld überzeugt.

Der schwarze Mann lächelte, leckte sich mit der Zunge die Unterlippe und sagte: „Um sechs Uhr wirst du hingerichtet.“

Suleiman warf einen raschen Blick auf seine Uhr und wurde gewahr, dass sie kurz vor sechs Uhr zeigte. Entsetzt packte ihn. Er weigerte sich zu glauben, was um ihn herum geschah; hielt es für nichts weiter als einen Traum, aus dem er in wenigen Augenblicken durch einen Stoss von der Hand seiner Mutter erwachen und ihre Stimme hören würde. „Du wirst hingerichtet“, sagte der schwarze Mann mit Genugtuung.

„Werde ich nicht vor Gericht gestellt?“

Der schwarze Mann lachte und sagte: „Die Verhandlung ist zu Ende. Ich bin der Richter.“

An Suleimans Ohr drang das Pfeifen eines Zuges. Er musste gerade unter der Brücke hindurchbrausen, seinen Rauch als kleine Wolke ausstossend, die keine Dauer haben, sondern sich nach Verschwinden des Zuges verflüchtigen würde.

„Sterbe ich durch den Strang?“

„Nein.“

„Werde ich erschossen?“

„Nein.“

„Werde ich verbrannt?“

„Nein.“

„Werde ich lebendig begraben?“

„Nein“, sagte er und zeigte auf die beiden Männer: „Los, vollstreckt das Todesurteil!“

Die Uhr zeigte Punkt sechs. Die Stadt lag matt im Licht der untergehenden Sonne. Wie eine Frau, die, erschöpft von der Arbeit für ihre Kinder, nach ein wenig Schlaf verlangt. Suleiman al-Halabi legte alle seine Kleider ab. Er schämte sich nicht, den drei Männern völlig nackt gegenüber zu stehen. Währenddessen fuhren Autos durch die Strassen und hupten laut in den Kurven. Die beiden Männer holten ein grosses Messer aus einem Holzschrank. Dann warfen sie Suleiman zu Boden. Er leistete keinen Widerstand.

Dicht an der Wand neben dem schwarzen Mann stand auf einem Tisch mit kurzen Beinen ein kleiner Radioapparat. Der schwarze Mann streckte die Hand danach aus. Gleich darauf erklang das Lied einer Frau, in deren süsser und kummervoller Stimme sich Wind, Regen und stürmische Liebe mischten.

Die beiden Männer lauschten ein wenig dem Gesang, dann nahmen sie ihre Henkerstätigkeit auf und schnitten Suleiman mit dem Messer die Finger der rechten Hand ab. Suleiman schrie vor Schmerz. Das Blut schoss hervor. Fünf Finger hatte Suleiman besessen. Sie hatten

Freunde begrüsst, hatten leidenschaftlich Frauenkörper berührt und waren im Augenblick des Zorns imstande gewesen, ein Lebewesen zu erwürgen.

Der Henker sagte zu seinem Kollegen: „Was für ein Lied! Was hast du zu Mittag gegessen?“

„Suppe und etwas Brot. Ich habe Zahnschmerzen.“

„Du Ärmster.“

Der schwarze Mann zündete sich eine weitere Zigarette an; er liess sie zwischen seinen Lippen hängen, wo sie langsam verbrannte.

Suleimans Unterarm wurde abgeschnitten. Er stöhnte und gab einen tierischen Schrei von sich, einen langen, heiseren Schrei. Suleiman hatte immer davon geträumt, dass die Frau, die er lieben würde, auf seinem Unterarm schlief, nicht auf einem mit Wolle oder Baumwolle gefüllten Kissen.

Einer der beiden Männer erzählte, während seine Finger den Griff des Messers umklammerten, als sehnten sie sich danach, ein Teil davon zu werden: „Gestern abend habe ich einen Film gesehen, der war blöd.“

„Alle Filme in dieser Woche sind blöd.“

Währenddessen erklang das Lied aus dem Radio und enthüllte die bittere Qual, die bleibt, wenn die Liebe erloschen ist.

Suleimans Ellenbogen ging dahin, ein Ellenbogen, der sich auf Flussmauern und Cafétis-



sche gestützt und der Freunde angestossen hatte. Einer der beiden Männer kniete nieder und schnitt Suleiman mit einer schnellen Bewegung den rechten Arm ganz ab, während der andere Mann ihn festhielt. Suleiman al-Halabi versuchte nicht, sich zu wehren. Er erschauerte nur jedes Mal, wenn das Messer sein Fleisch berührte, und wand sich auf dem glatten, blanken Boden, während das Blut in traurigem Rhythmus weitertropfte.

Die Kinos öffneten ihre Tore, und die Besucher kamen gemächlich heraus. Suleimans linker Arm wurde abgeschnitten. Als Bettler auf der Strasse würde er jetzt grosses Mitleid erwecken. Man würde ihn mit Geld überschütten; denn er hatte keine Arme. Nie mehr wird er eine Frau umarmen können, und wenn er hungrig ist, wer wird ihm einen Bissen in den Mund schieben?

Der schwarze Mann lächelte, hingerissen vom Lied aus dem Radio. Die beiden Männer setzten ihre Arbeit fort. Suleiman al-Halabis Körper wurde schwächer und schwächer und verlosch allmählich. Man warf die abgeschnittenen Gliedmassen beiseite. In den Strassen spazierten Leute auf den Gehwegen, manche blieben kurz vor den Schaufenstern der Buchhandlungen stehen und schauten sich die Buchtitel und die Schlagzeilen der Zeitungen an. Die Stimmen der Losverkäufer wurden laut und

verfolgten die Passanten hartnäckig: „Du gewinnst 100'000 Lira.“ Die Busse fuhren unablässig und hielten von Zeit zu Zeit an Haltestellen an.

Der schwarze Mann sagte zu den beiden Männern: „Lasst uns schnell fertig werden. Ich habe noch etwas vor.“

Er dachte an zu Hause. Sicher würden seine Gäste ihn schon erwarten. Seine Frau müsste sie willkommen heissen und ihnen eine Tasse Kaffee anbieten. Sie war schön, und er spürte jetzt, wie leidenschaftlich er sie liebte.

Sogleich runzelten die beiden Männer die Stirn, ihre Hände waren blutverschmiert.

Derjenige, der das Messer hielt, fragte seinen Kollegen: „Wohin gehst du nach der Arbeit?“

„Ins Café.“

„Ich werde nach Hause gehen, einige Gedichte lesen und dann schlafen.“

Das Messer wurde Suleiman al-Halabi an den Hals gesetzt. Er schloss die Augen und spürte, wie die Klinge seine Kehle berührte und im Begriff war, sie durchzuschneiden. Er sah Sterne hervorbrechen, wie tote Vögel.

Der Henker nahm alle Kraft zusammen und drückte auf das Messer. Es durchdrang das Fleisch und den weichen Knochen und trennte den Kopf ab, der vom Rest des Körpers wegrollte. Es waren ein Herz und zwei Schultern. Suleiman al-Halabis Augen blieben geöffnet, sein Blick war starr.

Der schwarze Mann stand auf und steckte die Zigarettenschachtel in seine Tasche. Dann ging er zur Tür. Den Türgriff schon in der Hand, drehte er sich zu den beiden Männern um und befahl: „Macht das Zimmer noch sauber, bevor ihr geht!“

Da protestierten beide lautstark.

Abu Fahd war auf dem Heimweg. Gemächlich und ein wenig unsicher ging er durch die engen, gewundenen Gassen, die hier und da von Lampen erleuchtet waren.

Das Schweigen, das um ihn herum herrschte, bedrückte ihn, und er fing mit leiser Stimme an zu singen:

„Arm bin ich und habe nichts“

Es war kurz vor Mitternacht. Abu Fahd wurde immer glücklicher. Er hatte drei Gläser Arrak getrunken und sang ein zweites Mal beerauscht:

„Arm bin ich und habe nichts“

Er bildete sich ein, seine heisere Stimme sei überaus wohlklingend. Laut und deutlich sagte er zu sich selbst: „Ich bin ein Sänger“, und stellte sich Leute mit offenen Mündern vor, die winkten, jubelten und klatschten. Er lachte lange, dann schob er seinen roten Fez etwas zurück. Begeistert sang er nochmals:

„Arm bin ich und habe nichts“

Abu Fahd trug eine aschgraue Hose und um die Taille einen alten, gelben Gürtel. Als er unter der Brücke anlangte, wo die Dunkelheit das Licht verdrängte, erblickte er zu seiner Überraschung ein kleines, schwarzes Schaf, das dicht an die Wand gedrängt stand. Er öffnete verblüfft den Mund und sagte bei sich: „Ich bin doch nicht betrunken. Mann, schau gut hin! Was siehst du? Das ist doch ein Schaf. Wo ist sein Besitzer?“

Er blickte sich um, fand aber niemanden, die Gasse war völlig leer. Dann schaute er das Schaf an und fragte sich: „Bin ich betrunken?“

Abu Fahd lachte leise und dachte dann: Gott ist gütig. Er hat gewusst, dass er und Umm Fahd, seine Frau, seit einer Woche kein Fleisch mehr gegessen haben. Er näherte sich dem Schaf und versuchte, es zum Laufen zu bewegen, indem er es vorwärtsstiess; doch es dachte nicht daran, sich zu rühren. Da packte er es an den kleinen Hörnern und zog daran, aber das Schaf blieb starr und steif an die Wand gedrängt stehen. Abu Fahd schaute es wütend an, dann sagte er zu ihm: „Ich werde dich und auch deinen Vater und deine Mutter tragen.“

Und er trug das Schaf. Er hob es hoch, legte es sich auf den Rücken und hielt die beiden Vorderläufe mit seinen Händen fest. Dann setzte er seinen Weg fort und sang von neuem.

Seine Freude und sein Rausch hatten sich vervielfacht. Aber nach kurzer Zeit hörte er auf zu singen, als er spürte, dass das Schaf schwerer und grösser wurde. Mit einem Mal hörte er eine Stimme sagen: „Lass mich los!“

Abu Fahd runzelte die Stirn und dachte sich: Gott verfluche den Alkohol! Nach einigen Augenblicken hörte er dieselbe Stimme sagen: „Lass mich los ... ich bin kein Schaf.“

Er zitterte, und der Schrecken liess ihn sich fest an das Schaf klammern. Er hielt im Gehen inne. Ein weiteres Mal ertönte die Stimme: „Ich bin der Sohn des Dschinnenkönigs. Lass mich los, und ich gebe dir, was du willst.“

Abu Fahd antwortete nicht, sondern nahm eilends den Weg wieder auf. „Ich werde dir sieben Krüge voller Gold geben“, sagte die Stimme. Abu Fahd bildete sich ein, das Klingeln von Goldstücken zu hören, die von irgendwoher herabfielen und in der Nähe auf den Boden prasselten.

Er liess das Schaf los, drehte sich um und wollte schon rufen: „Gib her!“

Doch er fand sich allein in der engen, langen Gasse. Er konnte das Schaf nicht mehr entdecken und blieb wie angewurzelt stehen; dann setzte er eilends seinen Weg fort. Zu Hause angelangt, weckte er seine Frau Umm Fahd und berichtete ihr, was geschehen war. „Schlaf, du bist betrunken“, sagte sie.

„Ich habe nur drei Gläser getrunken.“

„Du bist schon von einem einzigen Glas benebelt.“

Er fühlte sich beleidigt. „Ich bin nicht einmal benebelt, wenn ich ein ganzes Fass Arrak getrunken habe“, antwortete er herausfordernd.

Umm Fahd sagte nichts mehr. Ihr kamen all die Geschichten in den Sinn, die sie als Kind über die Dschinnen und ihre Possen gehört hatte.

Abu Fahd zog seine Kleider aus und schaltete die Lampe aus. Dann legte er sich auf das Bett neben seine Frau und zog die Decke bis zum Kinn.

Plötzlich sagte sie: „Du hättest es erst loslassen sollen, nachdem es dir das Gold gegeben hat.“

Er antwortete nicht. Eifrig fügte Umm Fahd hinzu: „Geh morgen, greif es dir und lass es nicht mehr los.“

Er gähnte müde und traurig und fragte hilflos: „Und wie soll ich es finden?“

„Du wirst es bestimmt unter der Brücke finden. Bring es nach Hause, und wir lassen es erst wieder frei, wenn es uns das Gold gegeben hat.“

„Ich werde es nicht mehr finden.“

„Die Dschinnen leben am Tag unter der Erde. Wenn die Nacht anbricht, steigen sie an die Erdoberfläche und vertreiben sich die Zeit bis



zum Morgengrauen. Wenn sie aber einen bestimmten Ort lieben, kehren sie immer wieder dorthin zurück. Du wirst das Schaf unter der Brücke finden."

Er streckte seine Hand aus, vergrub sie zwischen ihren Brüsten und liess sie dort regungslos ruhen. Er sagte: „Wir werden reich sein."

„Wir werden ein Haus kaufen."

„Ein Haus mit Garten."

„Wir werden ein Radio kaufen."

„Ein grosses Radio."

„Und eine Waschmaschine."

„Eine Waschmaschine."

„Wir werden nicht mehr Weizenschrot essen."

„Wir werden weisses Brot essen."

Umm Fahd lachte wie ein Kind, während er fortfuhr: „Ich werde dir ein rotes Kleid kaufen."

„Nur ein Kleid?" Umm Fahds Ton war vorwurfsvoll.

„Ich werde dir hundert Kleider kaufen."

Abu Fahd schwieg einige Augenblicke, dann fragte er: „Wann wird das Kind da sein?"

„In drei Monaten."

„Es wird ein Junge sein."

„Er wird sich nicht plagen wie wir."

„Er wird nicht Hunger leiden."

„Seine Kleider werden sauber und schön sein."

„Er wird in die Schule gehen.“

„Der Hausbesitzer wird von ihm keine Miete fordern.“

„Er wird ein Arzt sein, wenn er gross ist.“

„Ich will, dass er Rechtsanwalt wird.“

„Wir werden ihn fragen, ob er Rechtsanwalt oder Arzt werden will.“

Sie schmiegte sich zärtlich an ihn und fragte verschmitzt: „Wirst du keine zweite Frau heiraten?“

Da biss er sie sanft ins Ohr und sagte: „Warum sollte ich eine zweite Frau heiraten? Du bist doch die beste Frau der Welt.“

Sie schwiegen beide; eine grosse, stille Freude durchflutete sie. Doch nach einiger Zeit warf Abu Fahd plötzlich kurzentschlossen die Decke von sich. „Was ist los?“ fragte Umm Fahd.

„Ich gehe jetzt.“

„Wohin?“

„Das Schaf holen.“

„Warte bis morgen abend, schlaf jetzt!“

Doch er verliess eilig das Bett, knipste die Lampe an, die von der Decke herabhing, und begann, sich anzuziehen.

„Vielleicht findest du es nicht.“

„Ich werde es finden.“

Während sie ihm half, den gelben Gürtel um die Taille zu wickeln, sagte sie: „Lass es ja nicht los.“

Er spürte, dass er sich in ein Abenteuer

stürzte, bei dem er seinen Dolch brauchen könnte. Es war ein Dolch mit matt glänzender, gekrümmter Klinge.

Er verliess das Haus und machte sich schnell auf den Weg, bis er unter der Brücke anlangte. Enttäuschung überkam ihn, als er das Schaf nicht vorfand. Die Gasse war leer, und hinter den Fenstern in den Häusern zu beiden Seiten der Strasse brannte kein Licht mehr.

Er blieb stehen und wartete regungslos, den Rücken an die Wand gelehnt. Nach kurzer Zeit drang ein Gröhlen an sein Ohr, das lauter wurde. Kurz darauf erschien ein Betrunkener, der von der einen Seite der Gasse zur anderen taumelte, und dabei mit langgezogener Stimme rief: „He ... ich bin ein Mann.“

Als er sich Abu Fahd näherte, blieb er stehen, riss die Augen auf und stierte erstaunt und verblüfft. Mit stammelnder, fröhlicher Stimme sagte er: „Was machst du denn hier?“

„Verschwinde!“

Der Betrunkene runzelte nachdenklich die Stirn. Dann strahlte sein Gesicht vor Vergnügen, als er sagte: „Bei Gott, ich liebe die Frauen auch. Wartest du, bis der Mann schläft und die Frau dir die Tür aufmacht?“

Abu Fahd wurde ungehalten, er spürte, wie Verdruss in ihm aufstieg, während der Betrunkene weiterfragte: „Ist die Frau schön?“

„Was für eine Frau?“ entgegnete Abu Fahd wütend.

„Die Frau, auf die du wartest.“

„Verschwinde!“

„Ich werde dich begleiten.“

Abu Fahd wurde noch wütender. Er befürchtete bereits, das Schaf werde nicht erscheinen, weil der Betrunkene zugegen war, und so sagte er heftig: „Geh deines Wegs, sonst schlag ich dir den Schädel ein!“

Der Betrunkene rülpste und sagte verblüfft:

„Du gibst mir Befehle? Du, wer bist du denn?“

Er schwieg einen Moment, dann fügte er hinzu: „Komm, schlag mir doch den Schädel ein, los!“

„Geh, und lass mich in Ruhe“, sagte Abu Fahd, „ich will dir den Schädel gar nicht einschlagen.“

Der Betrunkene entgegnete zornig: „Doch, doch. Komm, schlag mir den Schädel ein.“

Er wich ein wenig zurück und sagte heiter: „Ich werde aus dir ein Sieb machen.“

Er steckte die Hand in die Hosentasche und holte ein langes Rasiermesser hervor. Abu Fahd fuhr mit der Hand zum Gürtel, um seinen Dolch zu ziehen, während der Betrunkene vorsichtig und rasch näherkam.

Abu Fahd holte aus und liess den Dolch herabsausen. Doch der Betrunkene bewegte sich plötzlich blitzschnell nach links, so dass der Dolch ihn nicht traf. Er stiess Abu Fahd das Rasiermesser in die Brust und rief: „Da!“

Er zog das Rasiermesser aus dem Fleisch und wich ein wenig zurück. Abu Fahd drückte sich eng an die Lehmwand und hob erneut den Dolch, aber das Rasiermesser des Betrunkenen traf ihn ein zweites Mal in die Brust und dann ein drittes Mal, diesmal in die rechte Schulter. Auf der Stelle fiel sein Arm herab, die Finger liessen den Dolch los, er fiel zu Boden.

„Da ... da!“ schrie der Betrunkene, während er um ihn herumhüpfte. Er stach ihm in die Hüfte. Abu Fahd ächzte und spürte, wie seine Knie schwach wurden. Verzweifelt versuchte er stehenzubleiben, doch das Rasiermesser verfolgte sein Fleisch, stiess hinein und zerfetzte es ohne Erbarmen.

Und der Betrunkene schrie: „Da!“

Er stach ihm in den Bauch. Die Eingeweide quollen hervor. Abu Fahd drückte mit seinen Händen darauf, sie waren warm, feucht und bebten. Torkelnd brach er zusammen und fiel auf den Rücken, während der Betrunkene, der nahe bei ihm stand, sich vornüberbeugte, mehrmals hustete und sich erbrach. Dann lief er fort.

„Sieben Krüge voll Gold“, hörte Abu Fahd das Schaf sagen.

Viel Gold regnete herab; es glänzte wie eine kleine Sonne. Dann entfernte sich die Stimme allmählich.



Mamun stand auf Zehenspitzen vor dem Spiegel des Kleiderschranks und versuchte, gross zu erscheinen. Doch er blieb ein Kind, nicht älter als sechs Jahre, mit einem hellen, hübschen Gesicht, über dessen Stirn eine schwarze Locke herabhing. Da wurde er sehr wütend und streckte verächtlich die Zunge heraus. In diesem Moment sah ihn seine Mutter. Sie unterbrach die Unterhaltung mit einer beleibten Nachbarin und rief ungehalten: „Mamun, was machst du da?“

„Ich schau mir meine Zunge an.“

„Du machst den Spiegel schmutzig. Geh weg!“

Mamun gehorchte seiner Mutter und trat ans offene Fenster, das auf den Hof hinausging. Er schaute zum blauen Himmel, an dem gerade eine Krähe vorüberflog, die mit ihren schwarzen Flügeln schlug. Sofort schrie Mamun laut und durchdringend: „Krah, krah, krah.“



Er bildete sich ein, die Krähe hätte ihn bestimmt gehört und würde zu ihm herabgleiten. Dann bäte er sie, einen schönen Sperling zu fangen und ihn ihm lebend zu bringen. „Sei still, lass das Geschrei“, schalt ihn seine Mutter sogleich in strengem Ton, „los, raus aus dem Zimmer!“

Mamun protestierte: „Was hab ich denn getan?“

„Los, marsch, marsch“, befahl die Mutter, „spiel auf dem Hof, und zwar ohne Lärm zu machen!“

Der boshafte, zufriedene Blick, den er in den Augen der beleibten Nachbarin neben der Mutter auf dem Sofa bemerkte, ärgerte ihn. Er senkte den Kopf, verliess gemächlich das Zimmer und stieg die steinerne Treppe zum Hof hinab, wobei er ihre Stufen nachzählte und mit lauter Stimme wiederholte: „Eins ... zwei ... drei.“

Verdrossen und mürrisch streifte Mamun im Hof umher, dann hockte er sich neben einige Blumentöpfe, in denen kleinblättrige grüne Pflanzen wuchsen. Seine Mutter pflegte sich mit grösster Sorgfalt um die Blumentöpfe zu kümmern. Sie goss sie jeden Morgen und stellte sie in den Schatten.

Mamun blickte nach oben zum Fenster des Zimmers. Dann streckte er rasch die Hand aus und riss bei jedem Blumentopf einige Halme

von den grünen Pflanzen ab. Er steckte sie schnell in den Mund und fing an, sie zu kauen, ihren sauren Geschmack auskostend. Seine Mutter war jedes Mal wütend und schimpfte mit ihm, wenn sie bemerkte, dass einige Halme fehlten. Sie hatte sich schon einmal bei seinem Vater beklagt; doch der hatte nur gelacht und gesagt: „Dein Sohn wird ein Schaf.“

Es gab ein Wasserbecken in der Mitte des Hofes. Mamun trat heran und tauchte seine Hände in das ruhige Wasser, das aus zwei jetzt abgestellten eisernen Hähnen gespeist wurde.

Er lief in die Küche und holte eine halb mit Olivenöl gefüllte Flasche. Daraus goss er einige Tropfen auf die Wasseroberfläche. Sofort erschienen zahlreiche prächtige Farben, die glänzend und zauberhaft im Sonnenlicht schimmerten. Nach einer Weile war Mamun es leid, sie zu betrachten. Er brachte die Ölflasche in die Küche zurück und nahm ein Stück Kohle aus einem grossen Papiersack. Dann kehrte er vergnügt auf den Hof zurück und blieb dort vor der weiss gekalkten Wand stehen. Er fing an, etwas darauf zu zeichnen, was einem Mann glich, und lachte, als er ihm einen Schwanz anfügte. Er zeichnete ein grosses Auge mit langen Wimpern, betrachtete es und bildete sich ein, dass es ihn zornig und wütend anstarrte. Eine dunkle Angst überkam ihn. In diesem Moment drang das Pfeifen eines Zuges an sein Ohr. Er

warf das Stück Kohle weg und verwandelte sich auf der Stelle in einen Zug. Er lief um das Bassin, das Pfeifen des Zuges und den Lärm der Maschinen nachahmend. Nur einige Augenblicke vergingen, bis seine Mutter aus dem Fenster herausschaute und wütend rief: „Sei ruhig, du Lausejunge!“

Mamun hörte auf zu laufen und schwieg.

„Los, geh hinaus und spiel auf der Strasse!“ fügte die Mutter hinzu. Mamun senkte den Kopf und öffnete die Haustür, ging aber noch nicht hinaus, sondern lief schnell in die Küche zurück. Er nahm aus dem hölzernen Vorratschrank einen Brotfladen und teilte ihn in kleine Stücke, die er sich in die Hosentaschen stopfte. Dann verliess er das Haus.

Das Gesicht von Nadja, der Nachbarstochter, hellte sich auf, als sie ihn sah. Sie hielt ihm einen grünen Gummiball hin und sagte: „Komm ... spiel mit mir!“

Mamun erwiderte nichts, sondern steckte die Hände in seine Hosentaschen und ging mit gebeugtem Rücken und langsamen Schritten weiter. Er kam sich vor wie ein erwachsener Mann, den Sorgen bedrücken. Nadja folgte ihm und wiederholte mit sanfter Stimme: „Komm ... spiel mit mir!“

Mamun blieb stehen, und Nadja wiederholte drängelnd: „Komm ... spiel mit mir!“

Er bückte sich und las einen Stein auf, hob

ihn drohend in die Höhe und sagte trocken:  
„Gleich werf ich.“

Nadja war überrascht und wich zurück, während in ihren Augen ein gekränkter Blick stand, der sich in Tränen zu verwandeln drohte. Mamun setzte seinen Weg fort. Er presste seine Zähne auf die Unterlippe, bis es schmerzte, dann dachte er bei sich: Niemand liebt mich ... ich werde sterben.

Während er das Brot betastete, das er in seine Hosentaschen gestopft hatte, entschloss er sich, überhaupt nicht mehr nach Hause zurückzukehren. Er beschleunigte seine Schritte, bis er sich aus der Gasse entfernt und breite Strassen erreicht hatte. Vorsichtig und ängstlich war er darauf bedacht, auf den Gehwegen die hohen Hauswände entlangzugehen, während Autos und Busse in der Strassenmitte brausten.

Mamun holte ein Stück Brot aus der Tasche, biss mit den Zähnen etwas davon ab und fing an, es langsam und zufrieden zu kauen.

Die Leute gingen mit eiligen Schritten an ihm vorbei.

Der Lärm sang ein Lied voll Lebenskraft und Leidenschaft. Mamuns Beklemmung begann zu weichen; an ihre Stelle trat eine grundlose Freude. Das Schaufenster eines der Läden zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Es war überfüllt mit Katzen, Hunden, Bären, Mädchen mit blondem Haar und kleinen Jungen, die Matrosenanzüge trugen.

Die Figuren lächelten Mamun zu, sie schienen hungrig. Er streckte ihnen das Stück Brot hin, aber sie lächelten regungslos weiter.

Eine Frau ging an Mamun vorbei, ein Kind an der Hand, das ungefähr in seinem Alter war. Es hatte grosse, listige Augen. Plötzlich öffnete es seinen breiten Mund und streckte eine rote Zunge heraus. Mamuns Gesicht verdüsterte sich, und seine zaghafte Freude verflog. Er beschimpfte das fremde, freche Kind, das versuchte, sich von der Hand seiner Mutter loszureissen und auf Mamun loszugehen, aber seine Mutter zog es in einen Schuhladen hinein. Inmitten des Lärms ging Mamun verwirrt weiter. Aber nach einer Weile blieb er vor dem Schaufenster eines Blumengeschäftes stehen. Eine scharlachrote Nelke zog ihn an, die hinter dem Glas leuchtete. Ihm kam das Gesicht seiner Mutter in den Sinn. Es nahm Gestalt an in seiner Phantasie, lächelnd und vor Zärtlichkeit überströmend.

Sein Blut pochte unruhig in seinen Adern, seine Schritte wurden unsicher, und in diesem Augenblick war Mamun nichts als ein sechsjähriges Kind. Ratlos ging er über eine tosende Strasse. Seine Furchtlosigkeit war geschwunden, doch als er sich das Geschrei seiner schimpfenden Mutter vorstellte, kehrten sein Mut und seine Entschlossenheit zurück, nicht heimzugehen. Er stellte sich das Haus zur Abend-

stunde vor. Sein Vater würde nach ihm fragen und seiner Mutter Vorwürfe machen. Sie würde weinen und sagen: „Sucht Mamun!“ In allen Strassen würden sie ihn suchen und ihn nach grossen Anstrengungen finden. Doch er würde sich weigern, nach Hause zurückzukehren, sein Gesicht wäre unbewegt, ohne Tränen. Sein Vater verspräche ihm als Geschenk ein Dreirad mit Klingel, und seine Mutter würde ihn küssen und stürmisch umarmen. Dann erst würde er einwilligen, nach Hause zurückzukehren. Mamun kam in eine neue Strasse. Plötzlich erblickte er eine Ansammlung von Menschen um eine Strassenbahn. Er eilte hinzu, drängte sich dazwischen und bahnte sich mit seinem kleinen Körper einen Weg, bis er in der vordersten Reihe stand. Dort sah er einen Jungen auf den Schienen liegen. Die Räder der Strassenbahn hatten ihm die Beine abgetrennt. Die Farbe des Blutes war rot und mischte sich mit dem Schmerzgeheul des Jungen.

Der Krankenwagen kam, und der Junge wurde hineingetragen. Dann fuhr er rasch davon. Die Beine des Jungen blieben auf den Schienen liegen.

Mamun weinte laut und stiess die Leute beiseite, die um ihn herum lärmten. Viele hielten ihn fest. Er entwischte ihnen, während sein Weinen lauter wurde. Einem älteren Mann gelang es, ihn an den Schultern festzuhalten.

„Was hast du denn, mein Junge?“ fragte er.  
„Hab keine Angst!“

Mamun antwortete: „Ich will zu meiner Mama.“

„Wo ist deine Mutter?“

„Zu Hause.“

„Wo ist euer Haus?“

Eine Anzahl Männer und Frauen umringten ihn und begannen, ihn zu fragen:

„Wie heisst du?“

„Wie heisst dein Vater?“

„Wo wohnst du?“

Mamun versuchte zu antworten, aber seine Stimme erstickte, alle Worte verloren sich. Er konnte nur weinen, während sich immer mehr Leute um ihn scharten und ihr Geschrei lauter und lauter wurde.



Ahmad hatte keine Zigaretten, er lag wie eine träge Fleischmasse auf dem Bett. Vom geöffneten Fenster wehte ihm ein Luftzug entgegen, der den Duft des nahenden Sommers hereintrug. Er verspürte den Wunsch, seine Frau, die neben ihm schlief, zu wecken, um ihr zu sagen: „Der Sommer ist wieder da, Samira.“

Ahmad liebte den Sommer, denn er hatte Samira im vergangenen Sommer geheiratet. Gerne stellte er sich den Sommer immer wieder als einen Fürsten mit goldenem Haar und goldenem Gesicht und mit rauhen, aber liebevollen Händen vor, die, sobald sie die Felder berührten, sie mit gelben Ähren füllten, prachtvoll wie ein Schwarm Sperlinge, der am blauen Himmel seine Kreise zieht. Ahmad konnte in diesem Augenblick Samiras regelmässige Atemzüge hören. Traurig und wütend war sie eingeschlafen. Sie hatte ihm lange von ihrer Schwester, die

am Tage bei ihr zu Besuch gewesen war, und von der Hochzeit ihrer Verwandten erzählt und dann plötzlich bemerkt, dass er ihr nicht zuhörte. Das hatte sie gekränkt, und verbittert hatte sie gerufen: „Du hast dich verändert!“

Noch zorniger hatte sie dann hinzugefügt: „Du liebst mich nicht mehr.“

Da hatte Ahmad ihr ins Gesicht geschaut, das, dem Lauf der Zeit trotzend, jugendlich geblieben war, und hatte mit kalter, ausdrucksloser Stimme gesagt: „Sag schon, du bereust es, einen Armen geheiratet zu haben, du musst dich doch nach dem Leben bei deiner reichen Familie sehnen.“

„Warum erinnerst du mich an meine Familie, als wäre sie eine Schande?“ hatte sie hastig gefragt.

In seiner Erregung hatte er spöttisch geantwortet: „Versteh mich nicht falsch, mir liegt dein Wohl und Glück am Herzen. Haben sie dir denn nicht abgeraten, einen jungen Mann wie mich zu heiraten?“

Sie war blass geworden, und Kummer hatte ihr in den Augen gestanden. Ahmad hätte ihr in diesem Augenblick vom Brief seines Bruders erzählen können, der in seiner Tasche steckte.

Er bat darin um Geld für Zigaretten, sein kleiner, streitsüchtiger Bruder, der ins Gefängnis gekommen war, weil er die Frechheit besessen hatte, jemanden zu schlagen.

Ahmad hatte weder Geld noch Zigaretten. Er stellte sich seinen inhaftierten Bruder vor, mit finsterem Gesicht und zusammengepresstem Mund. Sicherlich quälte ihn das Verlangen zu rauchen unerbittlich. Ahmad litt wie er und spürte, wie sein Blut, sein Fleisch und sein Mund ein einziger Aufschrei waren, erfüllt vom Verlangen, sich mit den Rauchschwaden zu vermischen, die von brennendem Tabak aufsteigen. Auf dem Heimweg hatte er die Leute beobachtet, wie sie auf der Strasse gingen und rauchten. Sein Stolz hatte es ihm verboten, sich zu bücken und den Rest eines Zigarettenstummels aufzuheben, den ein eleganter Herr achtlos auf den Boden geworfen hatte. Ahmad fühlte sich gedemütigt und haderte mit seinem Schicksal. Der närrische Wunsch überkam ihn, zu weinen wie eine alte Frau, die alle ihre Kinder in jungen Jahren verloren hat; dieser Wunsch verwunderte ihn.

Seine Frau hatte recht gehabt, als sie rief, er habe sich verändert. Wenn sie vor einem Jahr gesagt hatte: „Wir werden glücklich sein“, war Ahmad das Echo gewesen, das begeistert ihre Worte wiederholte: „Wir werden glücklich sein.“

Ihre Familie hatte sie gewarnt: „Du wirst bei ihm Hunger leiden.“

Sein Vater hatte ihm wieder und wieder gesagt: „Wird ein Mensch arm geboren, so läuft

er, kaum dass er erwachsen ist, hinter dem täglichen Brot her, bis er gewahr wird, dass er alt ist und schon mit einem Fuss im Grabe steht."

Ahmad war lange gelaufen, ja, er lief noch immer. Er dachte an die Worte seiner Mutter, die sie an ihn und seine Brüder gerichtet hatte: „Kinder, schlaft ja nicht ein, wenn ihr niedergeschlagen seid, so unglücklich euer Leben auch sein mag."

Er betrachtete seine tief schlafende Frau, streckte mechanisch die Hand nach ihrer Schulter aus, rüttelte sie und rief leise: „Samira, Samira!"

Sie zuckte zusammen, erwachte und fragte mit matter Stimme: „Was hast du?"

„Ich kann nicht schlafen, mein Magen tut weh. Vielleicht würde mir ein heisser Tee gut tun."

Ohne zu murren stand sie auf. Als sie die Lampe anknipste, schaute sie ihn mit einem schläfrigen und zärtlichen Blick an und sagte: „Ich bin gleich wieder da."

Während sie die Tür öffnete und im Begriff war hinauszugehen, rief Ahmad: „Samira!"

Sie wandte sich fragend zu ihm um: „Willst du etwas anderes?"

Da sagte er lächelnd: „Es geht mir schon besser, der Schmerz hat sich gelegt, komm zurück und schlaf!"

Sie löschte das Licht, kehrte ins Bett zurück

und streckte sich neben Ahmad aus, der sie fragte: „Bist du verärgert?“

„Nein, nein“, antwortete sie hastig, „ich war vorschnell mit meinem Zorn und töricht.“ Sie vergrub ihr Gesicht an seiner Brust wie ein Kind, das bei seiner Mutter Schutz sucht. Diese Bewegung rief in ihm eine Freude hervor wie das Gezwitscher eines Sperlings, der sich über den zurückkehrenden Frühling freut. Ich habe viele Freunde, dachte er. Morgen ist Feiertag. Von irgendjemandem werde ich mir etwas Geld leihen. Einen Teil davon schicke ich meinem Bruder, den Rest werde ich selbst ausgeben. Er erinnerte sich an ein grünes Café ausserhalb der Stadt. Laut fragte er Samira: „Erinnerst du dich an das Café, in dem wir viel Zeit zugebracht haben, als wir verlobt waren?“

Samira antwortete nicht. Da fragte er weiter: „Wollen wir morgen dort hingehen und den Tag dort verbringen, was meinst du?“

Er bekam keine Antwort. Samira war wieder eingeschlafen. Ahmad war glücklich, denn sein Wunsch zu rauchen war verflogen. Er atmete den geheimnisvollen Duft ein, den ihm der Wind durch das offene Fenster zutrug, unter dem gerade ein Betrunkener vorbeiging, der mit krächzender Stimme sang. Ahmad versank allmählich in Schlaf, während von ferne die Stimme des Betrunkenen an sein Ohr drang, die er sonderbar wohlklingend fand. Im Schlaf

sah er den Sommer — ein Kind mit goldenem  
Haar und goldenem Gesicht, das an einem san-  
digen Ufer spielte.

Umar al-Saadi stützte sich mit dem Ellenbogen auf die Flussmauer und betrachtete hingerissen das im Sonnenlicht dahinfließende Wasser. Für die Dauer eines flüchtigen Augenblicks malte er sich aus, der Fluss sei eine verzauberte Frau von geheimnisvollem Reiz.

Früher hatte es nur den Fluss gegeben, dessen Wasser durch wüstes Land geflossen war. Das Land war wüst und der Fluss war einsam geblieben, bis irgendein Mensch kam, niederkniete und demütig den Boden küsste. Darauf waren Häuser, Geschäfte, Minarette und Friedhöfe aus dem Boden gewachsen.

Umar al-Saadi liebte den Fluss von ganzem Herzen. Er lächelte glücklich beim Anblick des Wassers, das mit zarter Stimme sang. Der Wind zauste die Locken seines Haares auf der Stirn, während die Autos hinter ihm auf der asphaltierten Strasse vorüberfuhren.



Plötzlich näherte sich ein Polizeiwagen, hielt am Gehweg an, vier Polizisten stiegen aus. Die Passanten beschleunigten ihre Schritte, ihre Gesichter hatten sich in Masken aus rotem Wachs verwandelt.

Die Polizisten gingen auf Umar al-Saadi zu, die Hände auf den Griffen der Revolver, die an ihren Hüften hingen. Umar al-Saadi wandte sich um und schaute in vier finstere Gesichter. Noch bevor er etwas sagen konnte, fragte einer von ihnen barsch: „Bist du Umar al-Saadi?“

Umar presste seinen Rücken gegen die Flussmauer und hörte einen schwarzen, fernen Schrei, der sich mit dem Gesang des tiefen Wassers mischte. „Ich bin Umar al-Saadi“, sagte er leise, und seine Stimme bebte. Die vier Männer umringten ihn und brachten ihn ins Wageninnere, wo sie einen Kreis um ihn bildeten. Sie waren wie rostige Bajonette.

Der Wagen fuhr los und raste durch die Strassen. Seine Sirene stiess ein langgezogenes Klagegeheul aus.

Der Gesang des Flusses verwandelte sich in einen ersterbenden Hilferuf, und Umar al-Saadis Beunruhigung wuchs. Er holte eine Zigarette aus der Tasche und versuchte mit zitternder Hand, sie anzuzünden, doch einer der Männer riss sie ihm schnell aus dem Mund und warf sie aus dem Wagen. Dann wandte er sich Umar al-Saadi zu, schlug ihm ins Gesicht und sagte: „Du bist hier nicht im Café!“

Umar kroch erschrocken in sich zusammen. Der Fluss war jetzt weit weg, sein Wasser flimmerte traurig unter einer gelben Sonne.

Der Wagen hielt überraschend an, die vier Männer zerrten Umar in ein Gebäude aus Stein.

Umar al-Saadi stieg die steinernen Stufen hinauf, ging durch enge Korridore, betrat zahlreiche Zimmer und hörte Schreie, als würden jene, die sie ausstießen, verbrannt. Männer mit finsternen Gesichtern sagten zu ihm: „Also du bist Umar al-Saadi?“

Schliesslich wurde er in eine Zelle gestossen. Als man die Tür hinter ihm verschloss, blickte Umar al-Saadi sich um. Er war allein, die Zelle besass kein Fenster. Eine elektrische Lampe, die an einem kurzen Draht von der Decke hing, verbreitete spärliches Licht.

Es gab da noch eine Matratze, die wie ein erstarrter Leichnam auf dem Boden lag. Umar streckte sich darauf aus und verbarg sein Gesicht in dem Kissen. Sofort stieg ihm ein merkwürdiger Geruch in die Nase, und er bildete sich ein, es sei der Geruch todgeweihter Geschöpfe.

Er versuchte, sich zu erinnern, ob er unwissentlich ein Verbrechen begangen haben könnte.

Danach wusste er nicht mehr, ob es Nacht oder ob es Tag war. Ihn quälte, dass er dem Ge-

sang des geheimnisvollen Flusses fern war. Er blieb in der Zelle, ohne dass ihm jemand irgendeine Frage stellte. Der Wärter, der ihm sein Essen brachte, war das einzige Lebewesen, das er täglich sah. Einmal hatte er versucht, ihn anzusprechen; die Antwort war ein Fusstritt gewesen, der Umar al-Saadi zu Boden schleuderte und ihn einen Schmerzensschrei wie ein Hundebellen ausstossen liess. Umar hatte dabei die Vorstellung gehabt, dass der Wärter weder Fleisch noch Knochen unter seiner Kleidung hätte. Von da an fürchtete er sich vor ihm. Wenn er die Tritte des Wärters auf dem harten Boden des Korridors vernahm, hatte er das Gefühl, sein Blut sei ein schluchzendes Kind. Er begann, den Fluss und sein Haus zu vergessen. Auch die Sonne leuchtete nicht mehr von seiner Stirn. Einmal sah er im Schlaf eine Frau mit weissem Gesicht. Ihre Haare waren schwarz, ihre Augen grün. Sie tauchte aus dem Fluss auf, das Wasser tropfte von ihr herab. Sie war bezaubernd schön, ihr Haar duftete wie trockener Weizen.

Als Umar erwachte, fand er die Frau nicht in seiner Zelle; doch er spürte, dass sie in seiner Nähe war. Flehentlich rief er die grüne Frau und schloss seine Augen. Er sah sie ein zweites Mal, ihre Augen schwammen in Tränen, und er wünschte sich, dass sie spräche. Aber sie blieb stumm. Er stellte sich ein Gericht vor, dessen

Richter in Schwarz gekleidet war. Er klopfte mit einem gewaltigen Stab auf das Podium und verlas ein Urteil, das Umar al-Saadi lebenslang hinter Gitter brachte.

Umar öffnete die Augen. Es machte ihn glücklich, dass er noch nicht vor Gericht gestellt worden war. Seine Hand, die sich von selbst bewegt hatte, lenkte seine Aufmerksamkeit auf sich. Er betrachtete sie eine Weile und lächelte. Ihn überkam das Gefühl, diese Hand sei ihm fremd. Er betrachtete sie ängstlich weiter. Die fünf Finger bewegten sich wie die Beinchen eines Skorpions. Sie glitten herab und berührten den Boden der Gefängniszelle. Umar war überzeugt, dass seine Hand ein Skorpion war, der auf irgendeine Beute zukroch, und plötzlich erfasste ihn der heisse Wunsch, irgendeinen Feind zu töten. Der Skorpion kroch auf dem Boden, Umar al-Saadi hinter sich herziehend, bis er an die Wand stiess. Da richtete Umar sich auf und begann, hin und her zu gehen und seine Schritte zu zählen: „Eins, zwei, drei.“ Die Zahl drei glühte in seiner Phantasie auf: drei Sterne, drei Rosse, drei Flüsse, drei Mädchen mit schwarzen Haaren und weissen Gesichtern.

An sein Ohr drang der Tritt schwerer Stiefel, die sich der Zellentür näherten. Er eilte zu seiner Matratze, setzte sich darauf und erstarrte in sich zusammengekauert. Eine seltsame

Angst befiel ihn, sie wuchs bedenklich, bis daraus ein Schmerz wurde, der Fleisch und Knochen erschauern liess.

Ein Schlüssel drehte sich im Schloss. Umar al-Saadis Entsetzen wurde noch grösser. Er versuchte, nicht zur Tür zu schauen, denn er wusste, dass es der Wärter war, der kam.

Der Wärter bückte sich, eine lange, schwarze Gestalt, und stellte einen Napf zusammen mit einem Fladen Brot auf den Boden. Umar zitterte und flehte demütig, der Wärter möge nicht näherkommen und ihn mit einem Fusstritt überraschen. Er flüsterte der grünen Frau zu: „Rette mich, rette mich!“

Der Wärter verliess die Zelle und schloss die Tür hinter sich. Schwer atmend hörte Umar al-Saadi, wie der Wärter sich von der Zelle entfernte. Seine schweren Stiefel schlugen auf den Boden des Korridors. Da seufzte er erleichtert auf und wandte den Kopf zur Tür, seine Angst war verflogen. Die grüne Frau sprach nicht, auch das Rauschen des Flusses hörte Umar nicht.

Plötzlich miaute eine Katze. Wild schoss die Angst in Umars Adern zurück. Er schaute sich suchend um und entdeckte eine weisse Katze bei dem Suppennapf und dem Brotfladen. Er war verwundert, Freude erfüllte ihn. Er trat näher und versuchte, sie zu fassen, da machte die Katze einen Satz rückwärts. Umar nahm den

Brotfladen und den Suppennapf und hockte sich in die Mitte des Zimmers unter das Licht der elektrischen Lampe. Dann bewegte er seine Finger und lockte die Katze: „Komm her ... miez, miez!“ Die Katze hatte blitzende Augen, sie gab ein zaghaftes, verhaltenes Miauen von sich, als sie auf Umar zukam.

„Du bist hungrig, du Arme“, sagte er zu ihr.

Er brach ein kleines Stück von dem Brotfladen ab, prüfte, ob es weich war, tauchte es in die Suppe und hielt es der Katze hin. Die Katze beschnupperte es, frass es aber nicht, sondern rieb sich an der Hand, die es hielt. „Friss, bist du nicht hungrig?“ Da schnappte die Katze nach dem Stück Brot und kaute es hastig. Kaum hatte sie es verschlungen, begann sie zu miauen und nach einem zweiten Stück zu betteln. Umar freute sich und machte sich daran, die Katze zu füttern, wobei er sie zärtlich betrachtete. Als sie satt war, ging sie zu der Matratze, hockte sich darauf und fing an, ihre Pfote zu lecken und sich damit das Fell zu putzen. Umar al-Saadi blieb auf dem Boden sitzen und beobachtete die Katze eine Weile. Dann näherte er sich ihr, streichelte mit der Hand ihren Rücken und kraulte sie mit den Fingern am Hals. Die Katze schnurrte zufrieden.

„Was hast du getan?“ fragte Umar laut.

Er schwieg einen Moment, dann fuhr er fort: „Was hast du getan, dass sie dich ins Gefängnis geworfen haben?“



Die Katze gab wieder ein zufriedenes Schnurren von sich, und Umar war überzeugt, dass sie seine Worte verstand, aber ausserstande war, mit ihm zu reden.

„Was hast du getan, los, sag es mir, sind wir nicht Freunde?“ sagte Umar. „Hast du eine Katze umgebracht?“

Er freute sich, seine eigene Stimme zu hören, und fuhr fort, mit der Katze zu sprechen: „Haben sie dich ins Gefängnis geworfen, weil du kein Verbrechen begangen hast? Besitzt du ein Haus? Du schläfst wohl auf der Strasse und hungerst.“

Die Katze schlummerte ein wenig. Die grüne Frau lächelte, aber sie sagte kein Wort. Umar betrachtete die Katze, bis sie aus ihrem Schlummer erwachte.

Sie streckte sich und gähnte. Dann strich sie die Wände der Zelle entlang. Umar sagte zu ihr: „Ja, unsere Behausung ist klein.“

Die Katze ging zur Tür, blieb dicht an sie gedrängt stehen und begann zu miauen. „Sei still“, herrschte Umar al-Saadi sie an.

Die Katze kümmerte sich nicht um ihn und miaute weiter. Umar al-Saadi wurde zornig und versetzte der Katze einen kräftigen Fusstritt. Sie stiess einen Schmerzensschrei aus, ging aber nicht von der Zellentür weg, sondern miaute kräftig weiter. Umar hörte in dem Miauen ein stürmisches Verlangen nach Sonne,



Luft, Sternen, Strassen und Frauen mit grünen Augen, schwarzen Haaren und weissen Gesichtern. Wieder sehnte er sich nach dem Leben ausserhalb der Zelle, doch er versuchte, diese Sehnsucht zu ersticken. Verstört und verzweifelt warf er sich zu Boden und sagte zu der grünen Frau: „Ich werde sterben, ich werde sterben.“

Das Miauen der Katze erklang heftig und erbittert wie der Schrei des Blutes, das in Umar al-Saadis Adern strömte. Die grüne Frau berührte seine Stirn, und er wurde gewahr, wie er auf die eiserne Zellentür zuging. Er fiel auf die Knie und presste sein Gesicht dagegen.

Umar hörte das Rauschen der Städte, die von Lärm erfüllt waren, und er begann, wie die Katze zu miauen. Anfangs war seine Stimme zitternd und unsicher, doch es dauerte nicht lange, bis sie fester wurde und sich mit dem Miauen der Katze zu einem wilden, wüsten Geschrei verdichtete. Die grüne Frau lachte süß und murmelte Worte, die Umar nicht verstehen konnte. Dann verschwand sie im Fluss.

Umar begann zu schreien. Ein Glücksgefühl durchflutete ihn, als er hörte, wie der Wärter sich der Zellentür näherte. Er erhob sich und stand aufrecht da, sehnsüchtig den Fusstritt des Wärters erwartend.



Es war einmal vor langer Zeit eine kleine Stadt, erbaut inmitten weiter, grüner Felder, die ein Fluss üppig mit Wasser versorgte. Ihre Einwohner trugen alle ein dickes Stück Papier in der Tasche, auf dem ein Name geschrieben stand.

Die Bevölkerung bestand aus Reichen und Armen. Die Reichen waren wohlerzogen und liebenswürdig. Sie hatten maskenhafte Gesichter und glänzende Schuhe, verstanden sich aufs Tanzen und auf gepflegte Unterhaltung und beherrschten es, sich elegant zu verbeugen und Damenhände zu küssen. Die Kinder riefen die Mütter überaus zärtlich: „Mama!”

Die Armen lachten laut und derb, wenn sie sich über etwas freuten, sie spuckten oft auf den Boden und glaubten, gern gesehene Gäste zu sein. Sie riefen ihre Mütter mit grober, gedehnter Stimme: „Mutter!”

Reiche und Arme bezeugten den Toten tiefe Ehrerbietung. Zog ein Leichenzug vorbei, so hielten die Passanten im Gehen inne. Trauer und Furcht lagen in ihren Augen, und einige von ihnen beteiligten sich daran, die Bahre des unbekannten Toten ein rechtes Stück Weg zu tragen.

Im Augenblick, da sie den Mund aufmachten, um den ersten Bissen zu verzehren, sprachen alle ein demütiges: „Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers.“ Gegen Ende des Essens murmelten sie: „Gott, der Herr der Welten, sei gelobt!“

Wenn irgendein Mädchen in der Stadt einen Fehltritt begangen hatte, wurde ihr ohne Zögern mit einem langen Messer der Hals durchgeschnitten.

Die Arbeiter arbeiteten acht Stunden am Tag. Die Verliebten trafen sich heimlich im Dunkel der Kinos, und dort umfassten sich ihre Hände leidenschaftlich.

Ehrfurchtgebietende Ärzte erteilten unermüdlich Ratschläge: „Kaut das Essen gut ... geht früh schlafen ... meidet Zigaretten und alkoholische Getränke!“

Die älteren Männer schüttelten bekümmert und traurig den Kopf und murmelten dabei: „Die Unmoral hat sich ausgebreitet ... die Frau zieht Hosen an ... der Sohn respektiert den Vater nicht mehr ... das sind die Vorboten für das Ende der Welt.“

Freunde sagten: „Guten Morgen“, wenn sie sich zu Beginn des Tages trafen.

Obwohl sie klein war, schien auf jene Stadt eine Sonne, die zu einer bestimmten Zeit auf- und ebenso zu einer bestimmten Zeit unterging. Ihre Nächte waren mit Sternen in grosser Zahl verziert, die verblassten, sobald der weisse Mond aufging.

Es gab einen Mann irgendeines Namens, der in dieser Stadt lebte. Sein Gesicht bestand aus einem knochigen Schädel, an dem bleiche, trockene Haut klebte. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als eine Blume, ein Sperling oder eine reiselustige Wolke zu sein. Obwohl er wusste, dass er nie eine Blume, ein Sperling oder eine reiselustige Wolke sein würde, konnte der Kummer ihn nicht besiegen. Aber er war es leid, allein in einem stillen, öden Haus zu leben. So entschloss er sich in einem aschgrauen Augenblick, eine Frau zu kaufen, eine Frau, die ihm Gesellschaft leisten und mit ihrer Stimme den Rost tilgen sollte, der seinen Tagen anhaftete. Der Mann begab sich zum Sklavinnenmarkt und wählte eine Frau mit grossen Augen aus, in deren Tiefe Trauer und ein geheimnisvoller Zauber schluchzten. Der Mann bezahlte, was für sie verlangt wurde, und dachte dabei: Vielleicht kann sie den weinenden Igel in meinem Blut töten.

Er sprach kein Wort zu der Frau, während

sie die Strasse entlang gingen, aber als sie zu Hause ankamen, fragte er sie: „Wie heisst du?“

Die Frau antwortete leise, ihre zarte Stimme zitterte ein wenig: „Ich heisse Nada.“

Der Mann sass jetzt nahe bei der Frau, auf seinen Knien die derben Hände, die zitterten und in deren Adern wild das Blut brauste. Er wünschte sich, die Frau läge in diesem Augenblick nackt an einem Sandstrand, einem blauen Meer zugewandt, das ihre Brüste mit seinem warmen, salzigen Wasser benetzte. „Aus welchem Land kommst du?“ fragte er unruhig.

„Aus keinem Land.“

Er betrachtete sie eine Zeit lang, dann sagte er: „Du bist schön.“

Ihr Mund war ein kleines, geheimnisvolles, scharlachrotes Tier. In den Augen des Mannes erschien er als der einzige Mund. Seine Finger verkrampften sich. Ein heftiges Beben durchfuhr sie, während er langsam sagte: „Auch dein Name ist schön.“

„Mein wirklicher Name ist Scheherezade“, erwiderte sie mit einem geheimnisvollen Lächeln.

„Du bist Scheherezade?“ rief der Mann verwundert.

„Ich bin Scheherezade“, sagte sie. „Nicht mich hat der Tod hingerafft, Schahrijar starb.“

„Schahrijar ist nicht gestorben“, antwortete der Mann, „er lebt noch.“

„Ach, mein Gebieter.“

„Mein Königreich wurde zerstört, Scheherezade.“

„Wir wurden voneinander getrennt.“

„Wir irrten über die weite Erde.“

„Ich habe überall nach dir gesucht.“

„Der Hunger liess mich weinen.“

„Ich wurde in ein Zimmer mit verschlossenen Türen gesperrt.“

„Ich wurde ein Bettler.“

„Ich ging durch die Strassen, in ein schwarzes Tuch gehüllt.“

„Ich habe mit den Fingernägeln in der Erde gegraben.“

„Ich habe als Frau allein in Städten gelebt, die nur von Männern bewohnt waren.“

„Man hat mir ins Gesicht gespuckt.“

„Männer, die Gold besassen, haben mich gekauft.“

„Ich bin ein armer Mann. Warum hast du mich verlassen, o mein Gott?“

„Ach, wie haben wir gelitten.“

„Ja, wie haben wir gelitten.“

Sie umarmten sich stürmisch und weinten lange. „Ich liebe dich“, flüsterte er mit bebenender Stimme, „ich liebe dich.“

Sie blickte ihn mit tränennassen Augen an, aus deren Tiefe ein Verlangen schrie. Klauen, denen er nicht entrinnen konnte, streckten sich nach seinem Fleisch aus. Er umarmte gierig ih-



ren Körper, doch kaum hatte sein Mund den ihren berührt, als von der Strasse Geschrei an sein Ohr drang: „Der Feind hat angegriffen ... tötet sie ... tötet sie ... auf in den Krieg.“

Trommelschlag erklang in würdevollem, zornigem Rhythmus, dem der Mann sich nicht zu entziehen vermochte. Schroff stiess er ihren Körper von sich. „Verlass mich nicht ... geh nicht in den Kampf“, flehte sie, „bleib bei mir!“

„Schweig!“ antwortete er, „die Strassen der Stadt ... meine Mutter ruft mich.“

Er griff nach seinem Schwert, das an der Wand hing, und ging hinab auf die Strasse, wo die Männer im Abenddunkel miteinander kämpften.

Der Mann stürzte sich ins Schlachtgetümmel und richtete sein Schwert auf jede Brust, die ihm entgegentrat. Er freute sich jedesmal, wenn die lange, stählerne Klinge hineinglitt und das weiche Fleisch böseartig und wild durchbohrte.

Als die Schlacht zu Ende war, hielt der Mann inne. Sein Körper war in Schweiss und Blut gebadet. Ein furchtbares Entsetzen befiel ihn, als ihm klar wurde, dass er der einzige Überlebende war. Die anderen Männer lagen tot auf der asphaltierten Strasse verstreut, Haufen von zeretztem Fleisch. Er warf sich auf den blutigen Boden und fing bitterlich an zu weinen, während die Flammen die Häuser der Stadt und die Gefallenen verzehrten.

Als die Flammen näherkamen, hörte der Mann auf zu weinen und flüchtete hinaus auf die weiten Felder. Dort sah er, dass die Stadt sich bereits in einen gewaltigen, leuchtend roten Feuerball verwandelt hatte, inmitten der schwarzen Nacht. Erschöpft sank er ins Gras und fiel in tiefen Schlaf. Erst als die Sonne eines neuen Tages aufging, erwachte er wieder.

Im ganzen Umkreis herrschte Stille, die Stadt war ein grosser schwarzer Trümmerhaufen, von dem Rauch aufstieg.

Der Mann vernahm leises Weinen. Er liess forschend den Blick über seine Umgebung wandern, bis dieser auf einem blühenden jungen Mädchen haften blieb, das im Gras lag. Er kam näher und fragte: „Warum weinst du?“

„Die Stadt ist niedergebrannt. Alle sind tot.“

„Es hat wirklich niemand überlebt?“

Das Mädchen antwortete nicht, sondern fing wieder an zu weinen. Er fragte sie ein zweites Mal: „Warum weinst du?“

„Ich bin hungrig“, sagte sie, während sie ihr Gesicht in den Händen verbarg. Der Mann liess sie allein und ging, etwas Essbares zu suchen. Er freute sich, als er einen Apfelbaum fand, dessen Zweige voll reifer Früchte hingen. Er pflückte einige davon, brachte sie ihr und betrachtete sie zärtlich, während sie heisshungrig die Äpfel verzehrte.

Wieder überkam ihn die Sehnsucht, eine

Blume, ein Sperling oder eine reiselustige Wolke zu sein.

Er fragte sich, ob sie wohl Scheherezade heiße. Das Mädchen wischte sich das Gesicht mit dem Zipfel des Kleides ab und schaute den Mann in tiefer Dankbarkeit an.

Sie hatte ein sanftes Gesicht. Der Mann erinnerte sich an die Tage seiner Kindheit und sagte traurig: „Also ist ausser uns niemand am Leben geblieben?“

Sie blieb stumm, doch ihre Lippen öffneten sich leicht. Der Mann sah eine rote Rose, pflückte sie und überreichte sie dem Mädchen; er war verlegen. Sie nahm sie mit einem schüchternen Lächeln, das ihn mit neuer Freude erfüllte, deren schönste Melodien in seinen Adern widerhallten.

Der Mann half dem Mädchen aufzustehen. Gemeinsam gingen sie mit langsamen Schritten auf die tote, schwarze Stadt zu.

Plötzlich hörten sie einen Sperling zwitschern. Sie blieben stehen, und ihre Augen begegneten sich in einem langen Blick. Der Mann glaubte das Geschrei von Kindern zu hören, das sich mit einem fernen Klagen vermischte.

Sie setzten ihren Weg fort, ihre Hände hatten sich in Liebe und Zuneigung umfasst.

Und vor ihr stand die Sonne, jung und strahlend.

# Der Korsar

## 1. Ich war ein Korsar

Der Korsar war ein Mann von hoher Statur, sein Gesicht war hart und verwegen. Wenn er lächelte, sprang ein scharfer Blick in seine Augen, der Klinge eines Schwertes gleich, die plötzlich im Sonnenlicht aufgleisst. Er war nicht umgekommen, als der Sturm sein Schiff zerschmetterte, die Wogen hatten ihn an eine Küste getragen.

Die Sonne ging auf und warf ihr gelbes, heisses Haar über ihn, doch er blieb regungslos liegen, während der warme, feuchte und salzige Sand sein Gesicht umfing. Er begriff, dass er bis zum Tode allein bleiben werde, wie ein alter Rabe, ohne Schiff, ohne Männer, ohne Geliebte.

Der Korsar hatte eine Frau namens Rinda von ganzem Herzen geliebt. Ihr Fleisch war

weiss, ihr Lachen war süss, und ihr schwarzes Haar hatte ihn erzittern und den Schrei des nackten Kriegers erwarten lassen, der zwar keinen Platz im Café, dafür aber einen Speer und einen dunklen Körper besass. In der Nacht war Rinda gestorben, und der Korsar hatte sich nieder gebeugt und leidenschaftlich ihren kalten Mund geküsst. Dabei hatte er die Stimme des zornigen Windes gehört, überzeugt, dass Rinda jetzt auf dem Meeresgrund liege oder vielleicht ein Leichnam sei, der auf der Wasseroberfläche treibe. Doch sie hatte ein gutes Herz gehabt und hatte ihn nicht verlassen, sondern ihn auf geheimnisvolle Weise ans Ufer geleitet.

In früheren Zeiten hatte der Korsar die Meere durchquert, Schiffe gekapert, angesichts von Feuersbrünsten laut gelacht und Frauen geschändet. Sein Schwert war von Blut befleckt gewesen. Geringschätzig und gierig war er im Gold gewatet. Er hatte fremde Städte gesehen, freudlos gelacht und sich des Nachts betrunken. Ein kleiner Gott war er gewesen, der in mancher Nacht allein auf dem Deck seines Schiffes stand, dem Lärm seiner trunkenen Männer lauschte und in den sternensäten Himmel starrte, auf der Suche nach irgendeinem Stern, der nicht aufging.

Rinda war ihm nahe, ihre Hand auf seinem Haar. Sie sagte: „Weine nicht.“ Der Korsar erhob sich, liess den Strand und das Meer hinter

sich und stürzte sich in die Strassen der Stadt, die zu dieser Zeit voller Menschen waren. Niemand lächelte ihm zu, und keine Frau schaute ihn an. Der Tag war ein weisses Vögelchen, und Rinda war stumm mit traurigem Gesicht. „Arbeiten die Götter acht Stunden?“ fragte er sie.

Rinda blieb stumm und blickte bekümmert in einen grossen Spiegel, während der Wind mit den Locken ihres schwarzen Haares spielte. Der Korsar spürte, dass es da einen kranken Menschen gab, der sich unter seiner Haut verbarg und vor Schmerz stöhnte.

Plötzlich sagte Rinda: „Der Zug ist fort.“

Stürmisch erklang Trauermusik, versuchte eine Aschenflut zu sein, die die Welt überschwemmte und alle Lichter auslöschte. Ach, ihr entschwundenen Freuden der Erde!

Das Messer der Nacht begann, in das Herz des Tages einzudringen, die Dunkelheit tropfte wie schwarzer Schnee, und in den Strassen wurden gelbe Lampen angezündet.

Der Korsar betastete die Falten seines Gesichtes und sein Haar, in das sich Grau eingeschlichen hatte, und sagte zu Rinda: „Es wird ein anderer Zug fahren.“

Die Sterne schimmerten kalt in der Höhe. Es gab ein Hotel am Hafen. Der Korsar zählte sein Geld, dann begab er sich in das Hotel, denn ihn verlangte nach ausgiebigem Schlaf. Man gab ihm ein Bett in einem engen Zimmer mit gelb gestrichenen, verblassten Wänden.

Der Korsar schlief. Rinda lachte lieblich. Dein Fleisch, meine Geliebte, ist ein Fluss weissen Weines, und in deinem Mund ruht ein schlafender Sommer, meine Augen ... mein Gesicht ... meine Finger ... eine Mannschaft, deren Boote zertrümmert sind, und die davon träumt, über dunkle Ebenen zu vagabundieren. Wie sehr ich mich sehne, dein langes, schwarzes Haar zerzaust zu sehen. Ein Kind lacht in meinem Blut. Das sind meine Männer, die aus den Tiefen des Meeres aufsteigen und den Leichnam des besieigten Todes tragen. Das hier ist mein Schiff, das die Fluten des Meeres durchpflügt, während meine Geliebte Rinda lacht, und die Wolken vom Himmel weichen. Antlitz des blauen Himmels, mein heiterer Gefährte, komm näher, komm näher!

Am Morgen wachte der Korsar auf und setzte sich in die Hotelhalle. Um ihn herum waren Leute, lauter Fremde. Sie kamen aus fernen Städten und Dörfern. Er fragte sich: Warum sind sie hierher gekommen? Der alte Mann wird sterben. Das Mädchen wird heiraten, sie wird Kinder gebären und sich hin und wieder mit ihrem Mann streiten. Das Kind wird heranwachsen und erfahren, was die Wörter bedeuten, wer Gott ist und wie die Städte sind. Freud und Leid werden es umfassen, und es wird allein nach dem Glück suchen und es nicht finden. Die Frau, deren Jugend verflossen ist, wird



abends in einer Ecke sitzen und von ihren Erinnerungen erzählen, und niemand sagt zu ihr: meine Geliebte. In den Winternächten wird sie zittern, und nur eine hungrige Katze leistet ihr Gesellschaft. Der um seine Kleidung, sein Haar und seine Schuhe besorgte Jüngling — er ist wie ein trotziger Schrei, doch er wird langsam vergehen.

Das Hotel: ein sehr beengter Ort, ins Herz der grossen Welt gepflanzt, in dem sich ein Strudel aus fremden Gesichtern zusammenfindet, die kommen, um zu schlafen, morgens Kaffee trinken und wieder abreisen.

Rinda sagte: „Der Himmel ist leer.“

Der Korsar schaute durch das Fenster zum Himmel und entdeckte weder einen Sperling noch eine Wolke. Er trank eine Tasse Kaffee, rauchte gemächlich eine Zigarette und stürzte ein Glas kaltes Wasser hinunter. Dann verliess er das Hotel und schritt langsam mit halb geschlossenen Augen dahin. Rinda ist eine schöne Frau, die Musik liebt. Die irdische Musik ist fern. Die Stimme Rindas ist einzigartig ohne Worte. Ihre Stimme ist Musik, die in die Adern strömt und das Blut in schwarzes Parfüm verwandelt.

Der Korsar erblickte ein kleines Mädchen, nicht älter als neun Jahre. Sie stand bei der Tür eines Hauses, mit dem Rücken an eine weisse Wand gelehnt. Sie trug ein kurzes, blaues Kleid,

das zwei Knie in der Farbe der Sommerwolken freigab. Der Korsar starrte sie mit unverhohlener Neugier an. Da ergriff das kleine Mädchen einen Zipfel ihres Kleides und entblösste ein wenig ihre Oberschenkel, während ihn aus ihren Augen der Blick einer alten Hure traf, der in den Gliedern des Korsaren eine wilde Unruhe weckte. Schäm dich, Kleine! Liebe das Gras, die Rosen, die Bäume, die Wolken und die weissen Tauben! Jauchze vor Freude, wenn der Regen in Strömen fällt! Lach! Die ganze Welt gehört dir. Bleib in den tosenden Strassen stehen, schliess deine Augen und lausch dem Gesang, der aus der Kehle der Stadt kommt: die Stimmen von Männern, Frauen, Kindern, Autos und Fahrrädern! Die Angst ist tot. Die Erzählungen deiner Grossmutter sind Worte einer langweiligen Nacht. Sei ein Stern oder ein Wassertropfen, oder sei eine Statue von schlichtem Äusseren, die die Kinder fröhlich betrachten, und die sie Schreie des Staunens und der Verwunderung ausstossen lässt, wenn sie mit den Augen zwinkert! Und streck dich in den Sommernächten auf einem hohen Dach aus. Die Sterne werden herabsinken und mit ihren Lippen dein Gesicht berühren, dann werden zwei Sterne in deinen Augen schlafen! Nichts ist schöner als Augen, in deren Tiefe Sterne ruhen!

Der Korsar beschleunigte seine Schritte; er

war sehr hungrig und hatte kein Geld. Das Brot hinter der Glasscheibe war weiss, die Weintrauben, in Holzkisten aufgehäuft, waren rot, die Äpfel in den Körben gelb und rot, und es gab grüne Feigen.

Er schluckte trocken. Er konnte nicht die Hand ausstrecken und sich nehmen, worauf er Appetit hatte, denn er besass weder Geld noch ein Schwert, und überall in den Strassen und auf den Märkten waren Polizisten postiert. Mit wachsamen, strengen Augen passten sie auf, und schwere Revolver hingen an ihren Lederkoppeln.

Der Korsar blieb lange vor einem Spiegel im Schaufenster eines Geschäftes stehen. Er erblickte darin einen Mann mit gelbem Gesicht, in dessen Augen alle Bedürftigen dieser Erde weinten. Es schien ihm, als ob er diesen Mann zum ersten Mal sähe, dann wähnte er für Augenblicke, dass er ihn früher schon einmal gesehen hatte. Er war auf festes Holz genagelt, und in seine Hände und Füsse waren grosse Nägel getrieben.

Bedrückt ging der Korsar gesenkten Hauptes weiter. Kurz darauf wurde er von einem elegant gekleideten Mann aufgeschreckt, der hart gegen ihn prallte und ihn sofort barsch anfuhr: „He, bist du blind?“

Der Korsar erwiderte nichts, denn sein Schiff, seine Mannschaft und Rinda waren in

diesem Augenblick in den Tiefen des Meeres. Der elegante Mann holte aus, gab ihm eine kräftige Ohrfeige und setzte dann ärgerlich schimpfend seinen Weg fort. Dem Korsaren schoss das Blut aus der Nase.

Voller Sehnsucht rief er: „Rinda!“

Rinda war jetzt eine blasse Frau, die einer fernen Musik lauschte.

„Rinda, Rinda!“ rief er ein zweites Mal voller Angst.

Rinda lag auf einem weissen Tisch in einem weissen Raum. Ihn überkam ein drängendes Verlangen zu rauchen. Als er keine Zigaretten in seinen Taschen fand, bückte er sich und griff mit vor Scham zitternden Fingern nach einer halben Zigarette, die auf der Erde lag; seine Lippen schlossen sich mit grossem Verlangen darum. Brennend vor Begierde sog er den Rauch ein, dann seufzte er zufrieden. Aber nach kurzer Zeit verspürte er plötzlich eine Schwäche, er verlor das Gleichgewicht, und seine Füsse konnten seinen Körper nicht mehr tragen. Er stürzte zu Boden. Schnell sammelten sich Leute um ihn herum und fragten: „Ist er betrunken? Ist er tot?“

Der weisse Wagen fuhr schnell an und raste durch die Strassen, die Sirene gab einen durchdringenden Heulton von sich. Er drang ans Ohr des ohnmächtigen Korsaren wie das Pfeifen eines abfahrenden Zuges.

## 2. Der Narr

Schweig, schwarze Frau, dein trauriger Gesang hat eine Rose aus leuchtendem Glas zerstört, die im Herzen des Fürsten lebte. Die Soldaten, die Diener, die Sklavinnen und die Vertrauten flüsterten einander zu: „Unser Herr, der Fürst, ist traurig.“

Der Narr sass auf einer Holzbank im Schlossgarten und betrachtete die Asche, die sich aus dem Mund des Himmels ergoss. Als er vom Fürsten empfangen wurde, fiel er auf die Knie, senkte das Haupt und wartete schweigend.

„Bring mich zum Lachen“, befahl der Fürst, „oder ich lasse dir den Kopf abschlagen.“

Da wurde der Narr traurig. All seine Worte beherrschte ein fernes Gestern, und er sprach: „Es lebte in vergangenen Tagen ein Korsar, der hatte ein Schiff, Männer und eine Geliebte ...“

Das Gesicht des Fürsten verfinsterte sich, doch der Narr fuhr fort: „Ach, mein Herr, die Vergangenheit ist ausgelöscht, aus dem Korsar wurde ein Narr.“

„Ich bin deiner überdrüssig“, sagte der Fürst. „Dir wird der Kopf abgeschlagen.“

Die Soldaten, die Diener, die Sklavinnen und die Vertrauten flüsterten einander zu: „Dem Narren wird der Kopf abgeschlagen.“

Der Narr malte sich aus, wie sein Schiff mit

weissen Segeln die Meere durchpflügte und seine Männer ihre Schwerter schwenkten und laut lachten, und wie seine Geliebte Rinda ihr schwarzes Haar in der Sonne kämmte. Dann stellte er sich vor, wie ein Schwert auf seinen Hals herabsauste und ihm den Kopf abschlug, der auf die glänzenden Fliesen rollte. Da weinte er wie eine alte Frau, und Tränen benetzten sein faltiges Gesicht. Betroffenheit erfasste den Fürsten. Dann fing er an zu lachen und sagte: „Gut gemacht. Was für ein begabter Schauspieler du doch bist!“

Die Soldaten, die Diener, die Sklavinnen und die Vertrauten flüsterten einander zu: „Dem Narren wird der Kopf nicht abgeschlagen.“

Der Narr kehrte in den Schlossgarten zurück. Dort fand er die Schwester des Fürsten, die zu den Sternen am Himmel aufschaute; ein schönes Mädchen mit schwarzem, locker auf die Schultern herabfallendem Haar. „Hat mein Bruder gelacht?“ fragte sie.

Er antwortete: „Mein Herr, der Fürst, hat gelacht.“

„Tränen in den Augen sind schöner als ein lachendes Gesicht.“

„Es schmerzt, wenn das Herz trockenen Auges weint“, sagte der Narr.

„Ich habe das Schloss nie verlassen“, sprach die Fürstin, „ich kenne die Welt noch nicht.“

Eine stürmische Woge warmer Empfindun-

gen erfasste den Narren. Mit einem Schlag gewann er seine entschwundene Jugend zurück und antwortete lebhaft: „Die Leute ausserhalb des Schlosses hungern, manchmal reissen sie sich ihr Herz aus der Brust und verkaufen es, und von dem Erlös kaufen sie Brot.“ Betroffen rief die Fürstin: „Ach, ach.“

„Sie weinen bitterlich“, fuhr er fort, „wenn kein Regen fällt.“

„Kennen sie kein Glück?“

„Glück gibt es nur, wenn zwei Körper sich begegnen, die füreinander bestimmt sind, oder wenn einige Freunde sich treffen und sich über Unglück, Tod oder die tägliche Arbeit unterhalten, oder wenn die Menschen schlafen und träumen.“

„Lass uns fliehen und die Welt erforschen“, sagte sie freudig.

„Die Welt ist sehr gross“, entgegnete er, „wir werden sterben, bevor wir sie ganz kennengelernt haben.“

Unbeirrt sagte die Fürstin: „Lass uns fliehen.“

Der Narr glaubte, den Lärm von Städten zu hören, die voller Menschen waren, und meinte: „Ich werde allein fliehen.“

„Die Palastwachen werden dich töten“, sagte sie traurig.

Es gelang dem Narren, aus dem Palast zu entkommen, ohne dass irgendein Wächter ihn



bemerkte. Er war hingerissen vom Anblick der Sterne, der stillen Nacht und der Lichter der Stadt. Während er lief, hatte er das Gefühl, dass er sein Schiff, seine Männer und seine Geliebte Rinda wiedererlangen werde. Doch seine Illusion währte nur einige Augenblicke, dann verflog sie, und sein Glücksgefühl erlosch. Zum zweiten Mal begriff er, dass er bis zum Tode allein bleiben würde wie ein alter Rabe. Traurig blieb er stehen, mit dem Rücken gegen einen Baumstamm gelehnt. Er erinnerte sich an eine kleine Hand, die ein blaues Kleid von zwei weissen Oberschenkeln wegzog, und eine plötzliche Furcht befiel ihn. Er war überzeugt, dass er sich binnen kurzem in einen Schwarm hungriger Heuschrecken verwandelte, der das Grün der Welt vertilgen würde.

### 3. Der Sturz des bösen Mannes

Was wird in einigen Minuten geschehen? Wir leben in einer rätselhaften Welt. Wir lachen, weinen und sterben im gleichen Augenblick. Der Mond lagert über uns, er flieht nicht. Sein Gesicht ist bleich, er wartet darauf, das Blut zu sehen, das vergossen werden soll. Was wird geschehen? Unsere Stadt ist klein und ruhig, ihre Bevölkerung lebt, ohne Fragen zu stellen. Ein unbekannter böser Mann hat sich auf sie ge-

stürzt. Da ist er jetzt, mit starken Stricken gefesselt.

Fünf Männer haben ihn ergriffen, nachdem sie ihn lange verfolgt hatten. Wir warten, das Licht des Mondes zittert und wartet, das Straßenpflaster wartet auch. Was wird geschehen?

Fünf Männer, in deren Herzen der Hass seine Blumen gepflanzt hat. In ihren Augen schimmert der Stahl alter Schwerter. Wir hören die Stimmen ihres Zorns:

„Er hat mein Haus in Brand gesetzt ... er hat meine Frau nicht getötet ... er hat sie zurückgelassen, damit mich der Anblick ihres geschändeten Körpers peinigt.“

„Arm bin ich, arm. Ich besass nur einen gutmütigen Hund ... er bellte nicht, biss niemanden und mochte alle Menschen. Warum zerschmetterte er ihm den Kopf mit einem Stein?“

„Mein Vater war ein alter Mann, der Ölbäume liebte. Erdrosselt hing er am Zweig eines Ölbaums. Mein Vater liebte Ölbäume.“

„Mein Kind war klein, es sprach noch nicht. Ein süßes Kind. Doch wie hässlich und abstoßend war es, als ich es mit durchgeschnittenem Hals sah.“

„Er hat meine Bücher verbrannt, und ich stehe ohne Bücher da, ein treibender Leichnam auf einem träge dahinfließenden Fluss.“

Was wird geschehen? O mein Gott, o mein Gott!

Fünf Männer, einer von ihnen zerschnitt den Strick, mit dem der böse Mann gefesselt war. Was wird geschehen?

Der böse Mann stand unbewaffnet zwischen fünf Männern, deren Finger erbittert die Griffe langer Dolche packten. Zieh fort, Licht des Mondes. Wir wollen nicht zusehen. Doch unsere Augen starren, und unsere Füße weigern sich zu fliehen. Du bist böse, böser Mond.

Einer der Männer sagte: „Stecht ihm nicht ins Herz!“

Die Dolche griffen an und durchbohrten den bösen Mann gleichzeitig, dann zogen sie sich blitzschnell aus dem Fleisch zurück. Der böse Mann stöhnte vor Schmerz. Das Blut strömte aus fünf Wunden hervor.

Die Dolche zerfetzten Luft und Fleisch. Der böse Mann taumelte, fiel aber nicht. Schakale in unserem Inneren, schämt euch! Heult nicht vor Freude über das Blut! Der Tod wird kommen.

#### 4. Das Ende aller Erzählungen

Die Strassenlampe war gelb. Der Mond stand über der Strasse, und der Körper des bösen Mannes lag zerfetzt und einsam auf dem Asphalt, nachdem sich die Zuschauer zerstreut hatten und keiner zurückgeblieben war. Rinda war eine sehr mitfühlende Frau. Bekümmert

und traurig näherte sie sich, beugte sich nieder und presste ihre Lippen auf den Mund des verblutenden Mannes. Er spürte das lodernde Feuer ihres Fleisches nicht und versuchte, seine Augen zu öffnen, doch nach und nach fiel Schnee auf ihn herab, und Frost durchdrang seine Glieder. Er konnte sich nur mit Mühe in Rindas Arm einhaken. Gemeinsam gingen sie fort und verschwanden in einer weissen, stillen Leere. In diesem Augenblick läuteten keine Totenglocken. Der Korsar, der Narr und der Mörder verschieden, nur ein kalter Leichnam blieb zurück. Ein Hund näherte sich, schlich mehrere Male um ihn herum und begann dann, das rote Blut aufzulecken.



Als Dschingis Khan geboren wurde, wartete auf seinen Kopf keine goldene Krone, denn sein Vater war arm, und niemand achtete ihn. Seine Mutter war eine Frau mittleren Alters mit traurigen Augen, die nicht ein einziges Mal von Herzen lachte.

Dschingis Khan verbrachte seine Kindheit in den Gassen und spielte mit Lehm und Steinen, doch als er herangewachsen war, krönte man ihn zum König, weil der Hunger ihn lange gequält hatte, und seine Liebe zur Poesie, die einem Kinderlachen glich, nicht besiegt worden war. Er lächelte stets, obwohl er manchmal den Wunsch verspürte, grundlos zu weinen. Dschingis Khan hatte sich in das sanftmütige Mädchen verliebt, das auserwählt war, Mutter noch ungeborener Kinder zu werden. Als sich ihre Körper eines Nachts zum ersten Mal begegneten, klammerte sich das Mädchen an ihn

und zog ihn voller Gier an sich. Dschingis Khan hatte das Gefühl, ihr Körper sei ein Tier mit abertausend Mündern, Reisszähnen und Klauen.

Am Morgen verliess Dschingis Khan mit finsterem Gesicht sein Gemach, während das Mädchen ausgestreckt auf dem Bett lag. In ihrer Brust steckte ein langer Dolch.

Viele Tage lang blieb Dschingis Khan stumm und niedergeschlagen und streifte in den Weiten seines Palastes umher wie ein schwarzes Gespenst ohne Kopf. Seine Minister und Leibwächter betrachteten ihn beunruhigt und ratlos, sie waren gewohnt, sich dem Willen desjenigen zu unterwerfen, den sie zu ihrem Herrscher erwählt hatten.

Eines Tages blieb Dschingis Khan zwischen seinen Ministern und seinen Leibwächtern stehen. Er wirkte wie ein Baum, der aus dem Boden gerissen und auf magische Weise in den leeren Raum versetzt worden ist. Er erteilte den Feldherren seiner Heere den Befehl, sich in Marsch zu setzen, die Welt zu erstürmen und die über die Erde verstreuten Städte zu zerstören.

Es gab eine kleine, unbefestigte Stadt, deren Einwohner glaubten, Gott sei allgegenwärtig. Sie waren überzeugt, dass Gott unzählige Engel geschaffen habe, dass Engel aus Licht seien, weisse Flügel hätten und von Menschengen



nicht gesehen werden könnten. Jeder Mensch unterstehe während seines Lebens der Aufsicht zweier Engel, die seine guten und schlechten Taten verzeichneten. Sterbe jemand, so würden die schlechten und die guten Taten auf die Schalen einer Waage gelegt, und die schwerere Waagschale bringe ihn in die Hölle oder ins Paradies. Die Hölle sei ein sengendes Feuer, das quäle, ohne zu töten, und das Paradies ein lieblicher Ort, voller grüner Bäume, schöner Frauen und Flüsse von Wein, Milch und Honig.

Die Einwohner dieser Stadt waren vernarrt in die Wasserpfeife, und sie wiegten verzückt ihre Köpfe, wenn eine Hand das Fell der Trommel schlug.

Sie fuhren in Autos, weil sie das Pferd noch nicht entdeckt hatten; die Pferde waren noch wild und galoppierten über die Steppe.

Die Heere des Dschingis Khan stiessen auf keinen grossen Widerstand bei der Eroberung dieser Stadt. Sie töteten einige Tausend Bewohner. Dschingis Khan starrte voller Inbrunst auf die Leichen der Gehängten, als wären sie leuchtende Sterne.

Die Häuser wurden durchsucht, die Kinder zusammengetrieben, dann am Ufer eines Flusses hingemetzelt, dessen Wasser seine Farbe verlor.

Es vergingen Monate voller Tumult, Fröhlichkeit und Geschrei. Dann kehrte nach und

nach wieder Ruhe ein. Die Bevölkerung der Stadt gewann ihre Liebe zur Wasserpfeife, zur Trommel und zum Gespräch über Skandale und den allgegenwärtigen Gott zurück.

Allmählich erfasste Dschingis Khan Langeweile. Sie drang in sein Fleisch wie eine gefährliche und rätselhafte Krankheit und trieb ihn eines Tages dazu, seine Krone und seine Kleider abzuwerfen, sich verkleidet davonzustehlen und in der Stadt umherzustreifen wie eine Schlange auf der Jagd nach Fleisch. Als ihn das ermüdet hatte, ging er gemächlich in ein zum Teil von jungen Männern, zum Teil von Mädchen besuchtes Café und bestellte eine Tasse Kaffee. Aus der Musiktruhe in einer Ecke des Cafés erklang ein Lied.

Dschingis Khan begann, den Kaffee zu trinken und zu rauchen, während der Sänger, ein Mann mit rauher, verwundeter Stimme, klagte:

„Ich werde sterben, wenn du mich verlässt.“

Dschingis Khan blies den Rauch seiner Zigarette aus und betrachtete neugierig ein schönes Mädchen in seiner Nähe. Sie bewegte ihren Fuss im Takt der leidenschaftlichen Musik, und ihre Hände lagen auf der eisernen Tischplatte; sie waren klein und sehr weiss.

Dschingis Khan starrte auf seine groben, derben Hände. Dunkle Trauer durchströmte sein Blut, und sein Verlangen, Gedichte zu hören, die eine heisere, rauhe Stimme vortrug,

wurde stärker. Er hatte das Gefühl, sein Herz sei ein Sperling ohne Flügel, der sich danach sehnte, zu seinem Geburtshaus zu fliegen. Es war ein Haus mit Wänden aus Lehm, und im Hof stand ein Pomeranzenbaum. Dschingis Khan seufzte zufrieden und spürte nach und nach, wie eine Flut von Kinderblut von ihm zurückwich, und die Leichen der Gehängten aus seiner Vorstellung schwanden.

Er verliess das Café, überzeugt, Dschingis Khan, der Mörder, sei endgültig gestorben und an einem fernen, unbekannten Ort begraben, und seine Heere würden weiterhin vergeblich auf ihn warten.

Seine Heere aber warteten und suchten nach ihm, doch er verbarg sich geschickt. Sie fanden ihn nicht und sahen sich schliesslich zum Aufbruch gezwungen. Dschingis Khan beobachtete sie voller Freude, während der Staub hinter ihnen aufstieg, dann eilte er durch die Strassen wie ein neugeborenes Kind. Ab jetzt wird er nur noch ein unbekannter Mensch sein, der in einer kleinen Stadt lebt. Er wird Arbeit finden, abends Gedichte lesen, träumen und ein Mädchen wie ein grosses Kind lieben.

Sie hat den Jasmin und den Sommer gern, ihr Körper ist ein süsses Lachen, und sie leben zusammen. Sie wird Kindern das Leben schenken, die er liebt, weil es ihre Kinder sind. Er wird eifrig mit den Verkäufern feilschen, wenn er die Dinge fürs tägliche Leben kaufen will.

Dschingis Khan hörte auf zu phantasieren, als er auf eine Ansammlung von Menschen aufmerksam wurde, die sich um die Tür eines Hauses drängten. Er mischte sich unter sie. Da war plötzlich eine Frau, die heulte, klagte und dabei mit ihrer Hand auf ein kleines Kind wies, das auf der Türschwelle lag.

Aufmerksam betrachtete Dschingis Khan das tote Kind und sah, dass Ratten sein Gesicht und seine Glieder zernagt hatten. Erschrocken wich er zurück, entfloh dem Gedränge, während er ein heftiges Verlangen zu weinen, vermischt mit rasendem Zorn, unterdrückte, und eilte aus der Stadt. Dschingis Khan war ins Leben zurückgekehrt.

Seine Soldaten brachen in Freudengeschrei aus, als sie ihn kommen sahen.

Dschingis Khan legte seine Rüstung an, setzte, mit einem verächtlichen Blick auf seine goldene Krone, einen stählernen Helm auf den Kopf und gab seinen Heeren mit dem Schwert das Zeichen vorzurücken.

Als er dem Lärm seiner Männer lauschte, der einem wütenden Orkan glich, schien ihm, als sehe er eine Flut von geschmolzenem Stahl, die die ganze Erde überschwemmte. Da lächelte er voller Genugtuung.

Das Paradies war immer noch ein überaus lieblicher Ort voller grüner Bäume, hübscher Frauen und Flüssen von Wein, Milch und Honig.

## Die Sperlinge

Er war einmal vor langer Zeit ein Mädchen, das hiess Nada. Ihr Gesicht war weiss und hübsch. Hin und wieder vergass sie ihren Kummer und verfiel in eine geheimnisvolle Freude, die sie von Herzen lachen liess, so dass die Sterne von oben herniedersanken und sich in ihrem langen schwarzen Haar verbargen.

Eines Tages sass sie auf der Erde, den Rücken an eine Zementwand gelehnt, die Füsse vor sich wie zwei erstarrte Leichname. Sie fing an zu weinen und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Da kam ein weissgewandeter Mann vom Himmel herab. Er blieb vor ihr stehen und blickte sie mitleidig an. Dann erkundigte er sich bei ihr: „Was hast du?“

Nada sagte nichts, aber ihr Weinen wurde heftiger. Der Mann fragte sie mit sanfter Stimme: „Warum weinst du?“

Nada hörte auf zu weinen, doch sie blieb

stumm. Er richtete seinen Blick auf ihre abgetragenen Kleider und meinte dann: „Möchtest du neue Kleider haben?“

Sie nahm die Hände von ihrem tränennassen Gesicht und antwortete hastig: „Ich will keine Kleider.“

Er betrachtete sie eine Weile und fragte: „Wo ist deine Mutter?“

„Sie ist gestorben.“

„Wo ist sie jetzt?“

„Im Grab.“

„Und dein Vater?“

„Er ist verreist und nicht zurückgekommen.“

„Hast du kein Zuhause?“

Nada weinte aufs neue, und der Mann erkundigte sich ein zweites Mal mitleidig: „Warum weinst du?“

Wortlos zeigte Nada auf ihre gelähmten Füße. Da hockte sich der weissgewandete Mann hin und berührte mit seinen Händen ihre Füße. Sofort drang Leben in sie, und das Blut pulsierte heiss und heftig in ihren Adern.

Er half dem Mädchen aufzustehen, streichelte ihr über das Haar und sagte: „Auf, nun geh!“

Nada gehorchte und ging zuerst vorsichtig, ängstlich und unsicher, doch bald darauf spürte sie, dass sie ihre Füße in der Gewalt hatte. Als sie sich anschickte, dem weissgewandeten Mann zu danken, sah sie zu ihrer Überras-

schung, dass er verschwunden war. Eine Weile blieb sie ratlos stehen. Ein Gefühl von Glück, vermischt mit einer schwachen, rätselhaften Furcht, erfüllte sie. Dann begann sie zu laufen, wie eine Gazelle, die eine Zeitlang eingesperrt war.

Der Boden sang unter ihren Füßen, und Nada hielt nicht eher im Laufen inne, als bis sie erschöpft war. Sie warf sich unter die Zweige eines Baumes und legte sich rücklings auf den Boden in das grüne Gras, glücklich keuchend. Nach kurzer Zeit wurde Nada gewahr, wie sie den Sperlingen zuschauen musste, die von einem Baum zum anderen flogen. Unversehens runzelte sie die Stirn und brach in Tränen aus.

Nada hatte lange geweint, doch der weissgewandete Mann erschien nicht mehr, und die Sperlinge flatterten weiter mit ihren Flügeln am blauen Himmel.





„Bevor ich Kurzgeschichten schrieb, schien es mir, dass ich gut gelebt hatte und mich mit den meisten arabischen Kurzgeschichten und dem, was mir an Geschichten der Weltliteratur zugänglich war, beschäftigt hatte. Dann begann ich zu schreiben und versuchte dabei, eine Stimme zu schaffen, auf die ich bei meiner Lektüre nicht gestossen war, denn es gibt ein unterdrücktes, ausgebeutetes, verlorenes, elendes Geschöpf, das nicht lacht und das seiner Freude und Freiheit beraubt ist. Dieses Geschöpf existiert in unserem Lande tatsächlich. Aber es hat keine Beachtung gefunden und wurde vernachlässigt, weil diejenigen, die sich als engagierte Schriftsteller verstanden, sich damit abgaben, Bettler und Losverkäufer darzustellen und sie als die geistig und materiell ausgebeutete Klasse in unserem Land zu präsentieren.“

So äusserte sich der syrische Kurzgeschich-

tenautor Sakarija Tamer (Zakariyā Tāmir) 1972 in einem Interview der in Damaskus erscheinenden Kulturzeitschrift „al-Maʿrifa“.

Geboren 1931 in Damaskus, verliess er mit dreizehn Jahren die Schule und arbeitete bis 1960 als Schmied. Während dieser Zeit widmete er sich ausgiebigen literarischen Studien und begann 1957, Kurzgeschichten und Erzählungen für Kinder zu schreiben.

Tamer, wiewohl Autodidakt, gilt als einer der bedeutendsten Kurzgeschichtenautoren sowohl Syriens wie auch der arabischen Welt. Er gehört zu einer Gruppe von syrischen Schriftstellern, die sich durch literarische Strömungen des 20. Jahrhunderts anregen und beeinflussen liessen und deren Karriere ab Mitte der fünfziger Jahre begann.

Bislang wurden fünf Kurzgeschichtensammlungen von ihm veröffentlicht. Zunächst erschien 1960 in Beirut „Das Wiehern des weissen Rosses“, darauf folgten in Damaskus 1963 der vorliegende Band „Frühling in der Asche“, 1970 „Der Donner“, 1973 „Damaskus brennt“ und als vorläufig letzter Band 1978 wiederum in Beirut „Die Leoparden am 10. Tag“.

Von 1960 bis 1981 war Tamer im syrischen Kultur- und Informationsministerium tätig und arbeitete als Dramachef beim syrischen Fernsehen. Er war Vizepräsident der „Union Arabischer Schriftsteller“ in Damaskus, Chef-

redakteur der syrischen Literaturzeitschrift „al-Mauqif al-Adabī” / Die literarische Szene (Monatszeitschrift), der vom Kulturministerium herausgegebenen „al-Maʿrifa” / Das Wissen (Monatszeitschrift für Philosophie und Kultur), der politischen Wochenzeitschrift „al-Mauqif al-ʿArabī” / Die arabische Szene und der Jugendzeitschriften „al-Usāma” (Eigennamen, Halbmonatszeitschrift) und „Rāfiʿ” (Eigennamen, Wochenzeitschrift). 1981 verließ er Syrien und ist gegenwärtig als freier Schriftsteller und Journalist für eine Anzahl arabischer Zeitungen in London tätig.

Die Kurzgeschichten Sakarija Tamers stellen ein eigenständiges Phänomen in der arabischen Prosa dar. Seit seinen ersten literarischen Versuchen hat er die Aufmerksamkeit der Kritiker auf sich gezogen, die ihn als Avantgardisten und Vertreter des Expressionismus bezeichnen. Und in der Tat lassen sich manche Züge der Expressionisten bei ihm wiederfinden.

Zentrales Thema seines Werkes ist die Unterdrückung des Menschen, dargestellt an einer von Verbrechen, unbeschreiblichen Brutalitäten und Träumen geprägten, absurden, symbolreichen Welt, die bei Tamer in acht Tagen erschaffen wird:

Am ersten Tag wurde der Hunger erschaffen.

Am zweiten Tag wurde die Musik erschaffen.

Am dritten Tag wurden die Bücher und die Katzen erschaffen.

Am vierten Tag wurden die Zigaretten erschaffen.

Am fünften Tag wurden die Cafés erschaffen.

Am sechsten Tag wurde der Zorn erschaffen.

Am siebten Tag wurden die Vögel und ihre in den Bäumen verborgenen Nester erschaffen.

Und am achten Tag wurden die Untersuchungsrichter erschaffen, sie kamen alsbald in die Städte, und mit ihnen Polizisten, Gefängnisse und Eisenketten.

(Aus der in „Der Donner“ enthaltenen Kurzgeschichte „Der die Schiffe verbrannte“)

Im Mittelpunkt steht jeweils der Mensch, der sich vielerlei Arten von Unterdrückung ausgesetzt sieht: von seiten des Staates mit seinen Funktionären, den Richtern, Henkern, Polizisten und Gefängniswärtern, von seiten der Bürokratie, der Privilegierten, der Gesellschaft mit ihren überkommenen Traditionen und strengen Moralvorstellungen.

Seine Kritik an dieser Gesellschaft bettet der Autor häufig in historische, Legenden- oder Märchenstoffe ein. Es erscheinen bekannte Figuren wie Dschingis Khan und Tamerlan, der persische Dichter Umar al-Khayyam, Volkshelden wie der muslimische Eroberer Spaniens Tariq Ibn Ziyad oder – in „Das Verbrechen“

– Sulaiman al-Halabi, ein Aleppiner, der 1800 in Kairo einen Exponenten französischer Fremdherrschaft, den Oberbefehlshaber der Armee Napoleons General Kléber, erdolchte. In der Titelgeschichte begegnen wir dem aus 1001 Nacht vertrauten Paar Scheherezade und Schahrijar. Charakteristisch ist dabei, dass diese und auch andere handelnde Personen kaum als Individuen gezeichnet, sondern vielmehr typisiert werden, womit der Autor gewissermassen Allgemeingültigkeit postuliert. Daher finden sich neben wenigen namentlich bezeichneten Figuren meist Typenbezeichnungen wie „der Vater“, „die Mutter“, „das Mädchen“, „der Soldat“, „der Korsar“ etc.

In der literarischen Welt des Autors dominiert Gewalt – fast keine Geschichte, in der nicht Blut fliesst. Grausamkeiten werden ins Groteske und Bizarre gesteigert.

Der Mensch bleibt dabei stets auf sich allein gestellt. Tamers Figuren haben einen eigentümlichen Hang zu Demut, Unterwürfigkeit und Gehorsam aufgrund anerzogener Schuldgefühle und Ängste, welche in der Kindheit angelegt sind, die denn auch deshalb regelmässig in Erinnerung gerufen wird. Letztlich handelt es sich um das gleiche Thema in immer neuen Variationen: auch wenn Ort und Zeit der Handlung sich ändern, Lebende und – in späteren Geschichten – Tote sich auf einer Ebene bewe-

gen, Raum und Zeit aufgehoben werden wie im Traum, so begegnet einem doch fortwährend das gleiche Gefühl von Einsamkeit, Schwäche und Passivität. Häufig werden die in früherer Zeit spielenden Geschichten durch Verfremdungseffekte durchbrochen, die den Gegenwartsbezug offen hervortreten lassen: „Ich sah, wie er einen Wagen lenkte, der den General überfuhr“ („Das Verbrechen“) oder „sie fuhren Autos, weil sie das Pferd noch nicht entdeckt hatten“ („Dschingis Khan“). Letzteres Beispiel mit seiner absurd anmutenden Umkehrung der Zeitebenen erhält seinen besonderen Sinn, indem das Pferd ein Symbol der Freiheit darstellt.

Bedrohlich wirkt der Staatsapparat, der Herrschaft, Kontrolle und Willkür verkörpert. Vielfach verläuft die Handlung nach dem gleichen Muster: Polizisten mit finsterem Gesichtsausdruck verhaften Personen aus nichtigem, absurdem Anlass und führen sie auf eine Wache; selbst Tote oder Tiere sind vor der Festnahme nicht sicher. Den Betroffenen wird der Grund ihrer Verhaftung nie verständlich – nicht nur als Zeichen von Willkür, sondern wohl auch als Hinweis auf den Prozess unmerklich fortschreitender Freiheitsberaubung. Die Opfer werden von Untersuchungsrichtern verhört und stets verurteilt. Es gibt nur ein Urteil: die Hinrichtung. Entweder erfolgt sie



durch den Strang, oder man schneidet den subversiven Elementen den Hals durch; bisweilen werden jene regelrecht verstümmelt, was zum einen eine überhöhte Anspielung auf Folterpraktiken sein mag, vor allem jedoch als Symbol der inneren Zerstörung des Menschen zu deuten ist. An die Stelle von Richter und Polizei können König und Heer oder das patriarchalische Familienoberhaupt, der tyrannische Vater („Schnee am Ende der Nacht“) treten.

Letztlich aber ist es, dem Expressionismus vergleichbar, die grosse entseelte Stadt, unter der der Mensch leidet. Die tatsächlich oder abstrakt von Mauern umgebene Stadt, deren Tore geschlossen sind, bedeutet für die Figuren ein Gefängnis, ein Käfig. Ganz augenfällig wird dies in der Titelgeschichte des Bandes „Die Leoparden am 10. Tag“, in der sich am Ende Leopard und Käfig zu einem Bürger beziehungsweise einer Stadt verwandeln.

An diesem Schauplatz findet die Deformierung des Selbst, die Entfremdung vom eigenen Wesen statt. In „Der Fluss“ ist diese Entfremdung in einem Masse fortgeschritten, dass Umar al-Saadi seinen Körper verleugnet, sich von ihm trennt: „Seine Hand, die sich von selbst bewegt hatte, lenkte seine Aufmerksamkeit auf sich. Er betrachtete sie eine Weile und lächelte. Ihn überkam das Gefühl, diese Hand sei ihm fremd.“ Ähnliches ist auch in „Das alte

Tor" zu beobachten: „Ihre Hände versuchten, ihn sich gegenseitig zu entreissen, und warfen ihn zu Boden.“

Die Stadt wirkt mit ihren engen Gassen und Strassen wie ein Labyrinth. Das Gefühl seelischer Entwurzelung und innerer Heimatlosigkeit wird thematisiert in der Suche nach Identität in der grossen Stadt, die dem sich verirrenden Mamun ihr eigentliches Gesicht zeigt („Das erste Gesicht"). In der Kurzgeschichte „Hunger" (aus „Der Donner") sucht jemand verzweifelt seine eigene Wohnung, wird jedoch ständig an eine falsche Adresse verwiesen. Verkehr, Mechanisierung und Technisierung erscheinen als Bedrohung. Das Gefühl, durch die Last der Stadt und ihre Gesellschaft erdrückt zu werden, zeichnet Tamer aber auch, indem er die Armen in Kellern wohnen lässt: „Ich lebe in diesem Keller. Die Welt lastet schwer auf mir. Ich werde bis zum Ende auf dem Grunde der Stadt bleiben." („Der Keller" aus „Das Wiehern des weissen Rosses").

Diesem Käfig beziehungsweise Gefängnis gegenüber steht die Natur in all ihren Erscheinungsformen. Der Bewohner der grossen Stadt spürt seine Abstammung und seine Abhängigkeit von den Elementen. Um in der Isolierung seinen Ängsten zu entgehen, flüchtet er sich in die Welt von Einfachheit und Ungebundenheit. Er will die Natur in ihrer Ursprünglich-

keit erleben, sucht seine Verwurzelung im Elementaren aufzuspüren. Denn diese intakte, unwandelbare, nicht zu beeinflussende Welt steht im Kontrast zu dem System menschlicher Beziehungen, welches durch Konventionen nur unvollkommen geregelt und der Veränderung unterworfen ist.

Die dem Bereich der Natur entlehnte Bildersprache des Autors ist reichhaltig: das freie Land, weite Ebenen, die Wüste, der blaue Himmel, Sonne und Sterne, Wind, Wolken, Bäume, Gras und der Duft von Jasmin usw. Eindrücklich ist die mit dem Wasser verbundene Metaphorik: Die Figuren fühlen deutlich ihre Beziehung zum wandelfähigen Element Wasser, ihre Integrierung in die Natur, die Aufhebung ihrer Isolation. Anschaulich tritt das Wasser in „Der Fluss“ als Symbol der Selbstbefreiung ausserhalb der physischen und abstrakten Mauern der Stadt in Erscheinung. Das Menschengewirr im Hotel („Der Korsar“) ist als Strudel beschrieben. Offenbar wird diese Beziehung genauso, wenn Stimmungen oder zwischenmenschliche Gefühle mit Wasserbewegungen analogisiert werden. Weitere Metaphern, die die Vision des Autors verdeutlichen, sind das wilde Pferd und die mit ihren Flügeln flatternden Vögel, Ausdruck von Ungebundenheit und Aufbruchstimmung.

Augenfällig ist auch die angewandte Farb-

und Lichtmetaphorik. Hin und wieder werden Typenbezeichnungen mit Farbadjektiven nach dem Muster „der schwarze Mann“ („Das Verbrechen“) oder „die grüne Frau“ („Der Fluss“) verknüpft. Durch die ständige Wiederholung derartiger Wortverbindungen gewinnen sie den Charakter leitmotivischer Erkennungszeichen, auch wenn das Epitheton wie hier mit dem schwarzen Schnurrbart und den grünen Augen vielfach nur Haut-, Augen- oder Haarfarbe kennzeichnet. Schwarz ist stets die Farbe, die als böses Vorzeichen Unheil prophezeit oder auch nur eine pessimistische Grundstimmung zeichnet. Bleiche Farben wie zum Beispiel gelb lassen sich meist ebenfalls einem negativ besetzten Zusammenhang zuordnen: „Der Korsar blieb lange vor einem Spiegel ... stehen. Er erblickte darin einen Mann mit gelbem Gesicht, in dessen Augen alle Bedürftigen dieser Erde weinten“ („Der Korsar“). Dagegen signalisieren weiss und grün – als Farben der Natur – positive Werte.

Auf ähnliche Weise wird auch das Leuchten der Gestirne kontrastiert: Das fahle Licht des Mondes, der ständiger Zeuge von Untaten ist, vertreibt die Sterne. Der sich verdunkelnde Himmel kündigt Schreckliches an. Demgegenüber drückt die Sonne mit ihrem hellen Licht die Freiheit oder Befreiung des Menschen aus: In „Eine kleine Sonne“ symbolisiert sie die Er-

lösung von materiellem Streben, am Ende von „Frühling in der Asche“ kündigt sie vom Willen zur Erneuerung.

Durch die Technik der Spiegelung auf anderer Ebene führt der Autor vor, wie den Figuren allmählich ihre Lage bewusst wird. In „Schnee am Ende der Nacht“ sieht Jusuf sich im Traum. Konfrontiert mit diesem Spiegelbild wird ihm sein eigenes Wesen deutlich. Am Ende des Generationenkonfliktes, dem Gegensatz von alt und neu/jung, steht für Jusuf die Selbstbefreiung. Er kann und will sich nicht für die befleckte Ehre seiner Familie rächen. In „Der Fluss“ stellt die Katze den auslösenden Faktor für Umar al-Saadis Bewusstseinsbildung dar.

Die Figuren des Autors haben der Unterdrückung nicht viel entgegenzusetzen. Als Abwehr bleiben ihnen Trauer, Hass oder Zorn, vor allem aber der Schrei, der in vielen Varianten vorkommt, als Hilferuf, als langer, röchelnder Schrei, als schwacher, trauriger Klageruf, ersatzweise auch als Klagegeheul von Hupen oder Sirenen, als Pfiff des Zuges und als Trompetenstoss.

Tamer postuliert den Aufbruch, die Umwälzung bestehender Verhältnisse. In diesem Sinnzusammenhang sind Abenteuerfiguren wie der Korsar, der sich im Spiegel als gekreuzigte Erlöserfigur erkennt, oder auch Dschingis Khan zu sehen; sie verkörpern nicht nur die Aufleh-

nung gegen alles Überlieferte und Traditionsgebundene, setzen der bürgerlichen Wohlständigkeit das Gewalttätige, Unkultivierte, Ungehemmte und Hässliche entgegen, sondern sie symbolisieren auch vor allem den äusseren Feind gegenüber einem rückständigen, schwachen Volk. Zielutopie ist die völlige Erneuerung, die kompromisslose, totale Zerstörung der alten Welt, in der alles stagniert oder dem Untergang entgeneilt. Die neue Welt soll aus dem Nichts erstehen, wie „Frühling in der Asche“ und auch die Titelgeschichte der dritten Kurzgeschichtensammlung „Der Donner“ zeigen. Tamer hat seine Vorstellungen von einer besseren, menschlicheren und gerechteren Gesellschaft: Was die bestehende Gesellschaft versagt, sind Wärme, enge zwischenmenschliche Bindungen sowie ein starkes Gefühl der Zugehörigkeit und der Identifikation mit dem Mitmenschen. Ein konkretes Modell einer zukünftigen Gesellschaft wird allerdings nicht vorgeführt.

*Wolfgang Werbeck*





# Das literarische Werk Sakarija Tamers

## In arabischer Sprache

*ṣahīl al-ğawād al-abyad*

Das Wiehern des weissen Rosses, 11 Kurzgeschichten, Beirut 1959.

*rabīʿ fī r-ramād*

Frühling in der Asche, 11 Kurzgeschichten, Damaskus 1963.

*ar-raʿd*

Der Donner, 18 Kurzgeschichten, Damaskus 1970.

*dimašq al-ḥarāʾiq*

Damaskus brennt, 30 Kurzgeschichten, Damaskus 1973.

*an-numūr fī l-yaum al-ʿāšir*

Die Leoparden am 10. Tag, 16 Kurzgeschichten, Beirut 1978.

*bilād al-arānib*

Land der Kaninchen, Kurzgeschichte, al-Mauqif al-Adabī 95 (1979), 157–167.

*yaum ġaḍiba ġinkīz ḥān*

Der Tag, an dem Dschingis Khan zornig wurde, Kurzgeschichte, ad-Dauḥa, April 1979.

*qālat al-warda lis-sunūsūnū*

Die Rose sagte zur Schwalbe, Kindergeschichte, Damaskus 1977.

(und einige weitere Kindergeschichten)

## Werke in Übersetzung

*Erkundungen*, 22 Syrische Erzähler, hrsg. Doris Erpenbeck, Berlin/DDR 1978. (eine Kurzgeschichte von Tamer)

*Flights of Fantasy*, Arabic Short Stories, hrsg. Ceza Kassem und Malak Hashem, Kairo 1985. (zwei Kurzgeschichten von Tamer)

*Modern Arabic Short Stories*, übersetzt von D. Johnson-Davies, London/Washington 1981. (eine Kurzgeschichte von Tamer)

*Tigers on the Tenth Day and Other Stories*, übersetzt von D. Johnson-Davies, London 1985. (24 Kurzgeschichten von Tamer)

„What Happened to Muḥammad al-Maḥmūdī“, A Short Story, übersetzt von Penny Brown und A.N. Staif, *Journal of Arabic Literature* 13 (1982), 108–110.

## Einige Abhandlungen über Sakarija Tamer

- Aṣmat, Riyād, „aṣ-ṣaut waṣ-ṣadā. dirāsa fī l-qīṣṣa as-sūrīya al-ḥadīṭa”. Beirut 1979, 64–73, 174–219
- ders., „Zakariyā Tāmir, alġūc ilā l-ḥayāh”. al-Maʿrifa 165 (1975), 58–76
- ʿAṭiya, Aḥmad Muḥammad, „fann ar-raġul aṣ-ṣaġīr fī l-qīṣṣa al-ʿarabīya al-qasīra”. Damaskus 1977, 95–100
- Bachmann, Peter, Hundert Jahre Arabische Kurzgeschichte: Bemerkungen zu den neuesten Werken des Syriers Zakariyā Tāmir. Göttinger Orientforschungen I. Reihe Syriaca Bd. 3 (1973), 45–82
- Ballas, Shimon, Le courant expressionniste dans la nouvelle arabe contemporaine. Arabica 25 (1978), 113–127
- ders., La Littérature arabe et le conflit au Proche-Orient (1948–1973). Paris 1980, 232 f., 259–263
- Furaiġāt, ʿAdil, „ar-ru'ya wal-fann fī qīṣaṣ Zakariyā Tāmir”. al-Mauqif al-Adabī 169/170 (1980), 43–59
- Haṭīb, Muḥammad Kāmil, „as-sahm wad-dā'ira. muqaddima fī l-qīṣṣa as-sūrīya al-qasīra ḥilāla ʿaqdai l-ḥamsīnāt was-sittīnāt”. Beirut 1979, 82–92

Hüst, Nadyā, „malāmiḥ wāqiʿiya fī qiṣaṣ Zaka-  
rīyā Tāmir”. al-Mauqif al-Adabī 85 (78),  
85–104

Khateeb, H. al-, A Modern Syrian Short Story.  
Journal of Arabic Literature 3 (1972),  
96–105. (Übersetzung u. Interpretation  
der Kurzgeschichte „waḡh al-qamar”)

Sulaimān, Nabīl u. Bū ʿAlī Yāsīn, „al-idiyūlū-  
ḡiyā wal-adab fī sūriya 1967–1973”. Bei-  
rut 1974, 211–230

Tomiche, Nada, Le roman égyptien après 1973  
... Sa place dans le monde arabe et l'image  
qu'en reçoit l'occident, Annales Islamo-  
logiques (Le Caire) 15 (1979), 399–419

Yūsuf, Muḥsin, „aṣwāq ilā waṭan ḡadīd”. al-  
Mauqif al-Adabī 107/108 (1980), 59–77

Zāzā Riḍwān, „al-ḥulm wal-wāqiʿ ʿindā Franz  
Kafka wa Zakarīyā Tāmir”. al-Maʿrifa  
203 (1979), 147–160

ders., „tiqniya al-mirʾah fī qiṣaṣ Zakarīyā Tā-  
mir”. al-Maʿrifa 216 (1980), 185–200

## Interview

muqābala maʿa „Zakarīyā Tāmir”. al-Maʿrifa  
126 (1972), 108–116











